YVY KAZI

The Dream Of Us

Yvy Kazi

THE *dream* OF US

Roman

LYX

LYX in der Bastei Lübbe AG
Dieser Titel ist auch als E-Book und Hörbuch erschienen.



Originalausgabe:
Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln
Copyright © 2021 by Yvy Kazi

Textredaktion: Kathleen Weise
Umschlaggestaltung: © Sandra Taufer
unter Verwendung von Motiven von © Viktoriia Debopre;
Klavdiya Krinichnaya; Taigi/shutterstock
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Adobe Caslon
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7363-1662-1

1 3 5 7 6 4 2

Sie finden uns im Internet unter lyx-verlag.de
Bitte beachten Sie auch: luebbe.de und lesejury.de

Für Nina,
der Drew nicht nur seinen Namen verdankt.

»Spaß und Vernunft sollten sich die Waage halten.
Vernunft zahlt vielleicht deine Rechnungen,
aber kein Mensch schreibt dir ein fettes ›Danke‹
auf den Grabstein, wenn du ihm
dein Leben geopfert hast.«

Haley Bales

Playlist

»Nervous« – Shawn Mendes
»Only Human« – Jonas Brothers
»Dance Monkey« – Tones And I
»Run The World (Girls)« – Beyoncé
»Pom Poms« – Jonas Brothers
»Happy« – Pharrell Williams
»Ghost Of You« – 5 Seconds of Summer
»Dreamer« – LaPeer
»Lost Without You« – Krezip
»Toxic« – Nina Nesbitt
»Colorblind« – Counting Crows
»Bitter Sweet Symphony« – The Verve
»All I Want« – Kodaline
»Flashlight« – From »Pitch Perfect« – Jessie J
»Don't Give Up On Me« – Andy Grammer
»Rescue Me« – OneRepublic
»Rewrite The Stars« – Zac Efron, Zendaya
»Coming Home« – Sheppard
»On The Field of Dreams« – Daniel Hall

1. KAPITEL

Sechs Monate zuvor

»Wir könnten das wiederholen«, schlägt Kyle vor, noch während er von mir wegrutscht und die Hose schließt.

Ich streiche meinen Rock zurecht, mustere Kyles Gesicht im fahlen Licht der Parkplatzbeleuchtung und bleibe an seinen verschwitzten Haaren hängen. Sie sind so kurz geschnitten, dass man nicht einmal anständig die Hände darin vergraben kann. Generell ist er eigentlich nicht mein Typ: dunkelblond, mit steingrauen Augen und der Eigenschaft, sehr rot anzulaufen, wenn er sich anstrengt. Es ist erstaunlich, wie schnell sich die Stimmung zwischen zwei Menschen ändern kann, wenn man erst wieder angezogen ist.

Ich könnte diesen Ausrutscher darauf schieben, dass ich zu viel getrunken habe, doch im Moment fühle ich mich schon wieder reichlich nüchtern.

»Ja. Nein. Keine Wiederholung«, antworte ich gedehnt und kämme mir mit den Fingern die blonden Haare. Wir werden garantiert nie wieder einen Quickie auf der Rückbank seines Mini Coopers einlegen – und das nicht nur, weil es erwartungsgemäß unbequem war.

»Ach, ich vergaß. Wie war das? Du datest ja keine Footballspieler«, stichelt er süffisant grinsend. »Und wie kommt es dann, dass du jetzt hier bist?« Als er mit den Fingerspitzen den Träger meines Tops entlangfährt, weise ich ihn ab.

»Mir wurde versprochen, dass es sich lohnen würde, mit dir mitzugehen«, gestehe ich geradeheraus und angle meine Handtasche zwischen Beifahrersitz und Rückbank heraus.

»Du kannst nicht behaupten, dass es dir nicht gefallen hätte«, behauptet er selbstsicher.

Da hat er recht. Für einige Minuten war es ganz aufregend, für ein paar Sekunden sehr angenehm, aber die sind bereits vorbei. All meine Euphorie ist verflogen, und mir gegenüber sitzt nur noch ein fast fremder, verschwitzter Typ. Wieso ist mir eigentlich nicht vorher aufgefallen, wie unsympathisch er aussieht, wenn er lächelt? Es ist kein Ausdruck von Freude, sondern pure Arroganz. Wenn ich etwas nicht leiden kann, dann Menschen, die sich selbst zu toll finden. Ich bereue es jetzt schon, mich auf diese Nummer eingelassen zu haben. Hätte ich nicht gleich spüren müssen, dass die Chemie zwischen uns nicht stimmt? Oder habe ich es schlichtweg ignoriert?

So oder so: Nichts hiervon wäre passiert, wenn meine beste Freundin nicht ausgerechnet dieses Wochenende mit ihren Eltern auf einem Segeltrip wäre. Sie hätte ein Auge auf mich gehabt, um diesen July-Aussetzer, wie sie es nennt, zu verhindern.

»Wir sehen uns«, verabschiede ich mich knapp.

Ich würde gern darauf verzichten, Kyle noch einmal zu treffen, bilde mir allerdings nicht ein, dass wir uns bis zum Ende unseres Studiums aus dem Weg gehen können. Darüber hätte ich mir vielleicht vor einer halben Stunde Gedanken machen sollen, aber der rationale Teil meines Gehirns leidet bedauerlicherweise unter gelegentlichen Ausfällen.

Ich entriegle die Tür und steige alles andere als elegant aus dem Auto. Glücklicherweise lässt Kyle mich ohne Protest gehen.

Tief durchatmend sauge ich die lauwarme Herbstluft in meine Lunge und versuche, das Chaos in meinem Kopf zu

ordnen. Aber bevor ich auch nur einen klaren Gedanken gefasst habe, klingelt mein Handy. Ich ziehe es aus der Tasche und stutze. Bo. Mein Herz zieht sich schmerzhaft zusammen. Ich bin einfach von der Party verschwunden, ohne meinem Bruder Bescheid zu geben.

»He«, sage ich rasch und setze schon zu einer Entschuldigung an, als er mich unterbricht.

»Jules? Ich habe Scheiße gebaut.«

Die Worte »ich auch« liegen mir auf der Zunge, aber ich schlucke sie herunter.

»Wo bist du?«, frage ich, ohne nachzudenken, und laufe zurück zu dem Haus, aus dem noch immer die Musik der Feier dröhnt, die ich kurz zuvor verlassen habe, um mit einem Footballspieler unseres Colleges zu verschwinden. Wenn ich den Gerüchten glauben darf, vergnügt sich Kyle ständig mit wechselnden Frauen. Es besteht also eine realistische Chance, dass er mich morgen wieder vergessen hat. Ich wäre nicht traurig darüber.

2. KAPITEL

Morgenmuffel-Montag

»Grande Sojalatte für July!«

So beginnt mein Morgen: schlaftrunken in einem Coffeeshop, nahe dem Campus. Der Duft von frisch gemahlenen Kaffeebohnen und warmen Croissants liegt in der Luft, außer den Geräuschen der Mahlwerke und Milchaufschäumer ist nichts zu hören. Die meisten der dunkelbraunen Holztische sind unbesetzt, die Schlange an der Getränkeausgabe jedoch ist lang. Trotzdem herrscht ein schläfriges Schweigen, da jeder seinen eigenen Gedanken nachhängt. In der Warteschlange bleibt einem dafür ausreichend Zeit. Wer den besten Kaffee in der Gegend will, muss Geduld mitbringen – oder früher aufstehen. Leider fehlen mir sowohl das Geduld- als auch das Frühaufsteher-Gen. Ich warte bereits seit fünfzehn Minuten, als endlich mein Name aufgerufen wird.

Ich lasse das iPad sinken und will gerade nach dem Becher auf dem Tresen greifen, da überholt mich ein Mann in rot-goldener Collegejacke, schnappt sich den Kaffee und verschwindet mit großen Schritten aus dem Coffeeshop.

»He!« Irritiert sehe ich ihm nach, wie er die Slate Street hinuntereilt. Hat der gerade mein Getränk gestohlen? Ernsthaft? Ich habe keine Ahnung, wie der Typ heißt, aber wohl kaum July! Es ist doch nicht so, als gäbe es viele Menschen mit diesem Vornamen, die meine Vorliebe für Sojamilch teilen.

Tief durchatmend wende ich mich dem freundlichen Barista zu, der in dem Augenblick einen *Americano* für *Drew* ausruft. Niemand reagiert. Auch nicht, als er seinen Aufruf wiederholt.

»Könnte sein, dass *Drew* gerade meinen Kaffee geklaut hat«, murre ich und bin kurz versucht, einfach seinen zu nehmen. Aber verwässerter Espresso? Nein danke.

Der freundliche Angestellte bereitet mir – nach nur einem Augenverdrehen – einen neuen Kaffee zu, während ich mich wieder meinem iPad widme und meinen Instagram-Feed checke. Ich like die neusten Bilder: süßer Otter, hübsches Buchcover, toller Rock. Ich bleibe an nichts davon wirklich hängen, greife gedankenverloren nach dem Kaffee und wende mich zum Gehen.

Ich komme ganze zwei Schritte weit, bis ich gegen einen unerwarteten Widerstand stoße. Ich fühle mich, als wäre ich aus vollem Lauf gegen eine Wand aus Muskelbergen gelaufen. Während ich fluchend den Kopf hebe, erkenne ich eine rote Jacke mit goldenen Ärmeln. Etwa auf meiner Augenhöhe prangt das gut erkennbare Logo der *Alabama Antelopes:* eine Antilope, die durch ein A steigt.

In der Hand hält der Fremde einen Becher, auf dem deutlich zu erkennen *July* :) steht. Trotzig lege ich den Kopf in den Nacken und sehe zu dem Alabama-Americano-Mann auf. Der Blick seiner dunkelbraunen Augen bohrt sich direkt in meinen. Er sagt nichts, blinzelt nicht. Weder entschuldigt er sich bei mir noch beschimpft er mich für meine Unachtsamkeit. Er sieht mich einfach nur schweigend an. Was für eine seltsame Art von Anmache ist das bitte? Soll es überhaupt eine sein?

Je länger wir uns anstarren, umso schneller schlägt mein Herz. Warum, kann ich mir selbst nicht erklären. Vielleicht vor

Wut, weil der Typ keine Anstalten macht, den Weg freizugeben? Wenn er vorgehabt hätte, mir den Kaffee wiederzugeben, hätte er das längst tun können. Er steht immer noch vor mir, als wäre ich ein Geist. Eine Erscheinung, die er zwar ansieht, aber nicht richtig wahrnimmt. Und ob ich will oder nicht, komme ich nicht darum herum festzustellen, dass er irgendwie gut aussieht mit dem starken Kiefer und den braunen Augen. Sein dunkles Haar ist so kunstvoll verwuschelt, als wäre er geradewegs den Seiten einer Zeitschrift entsprungen. Langsam verzieht er die Lippen zu einem Grinsen.

Ich wende mich ruckartig von ihm ab, um die eigenartige Situation zu beenden. »Vollpfosten«, ist das erste Wort, das mir einfällt. Kopfschüttelnd umrunde ich ihn und will den Coffeeshop verlassen, als er doch noch ein Wort herausbringt.

»Was?«

Er hat mich schon verstanden! Ich werde es nicht wiederholen. Stattdessen schreite ich wie die Eleganz in Person aus dem Laden. Eine Eleganz, die durch ihre Unaufdringlichkeit überzeugt. Eine Eleganz, die von Turnschuhen, Nerd-Brille und Messy Bun lebt. Klingt das nach klischeehaftem Bücherwurm? Vielleicht. Aber wer hat morgens ernsthaft die Muße, sich stundenlang zurechtzumachen, nur um den ganzen Tag in irgendwelchen Hörsälen zu hocken? Ich nicht. Vor allem nicht vor dem ersten Kaffee!

Mich erwartet eine Vorlesung in englischer Literatur, die mich den seltsamen Zwischenfall im Coffeeshop fast vergessen lässt. Allerdings nur fast.

Statt dem Dozenten zu lauschen, wie er über starke Frauenfiguren in der Weltliteratur philosophiert, schweifen meine Gedanken immer wieder ab. Was bringt einen Mann dazu, meinen Kaffee zu nehmen, nur um zurückzukommen und mich schweigend anzustarren? Ich knote mir den Dutt neu, als

könnte ich mit dem Ordnen meiner Haare auch die Gedanken sortieren. Aber es kostet mich einige Anläufe, bis ich mich auf das fiktive Leben von *Jane Eyre* konzentrieren kann.

Selbst in der Mensa verfolgt mich noch die Erinnerung an diese eigenartige Begegnung. Für einen Moment glaube ich, im Augenwinkel eine rot-goldene Jacke zu sehen, doch kaum wende ich den Kopf, ist sie verschwunden.

Mit dem Tablett in der Hand gehe ich zu einem Tisch am Fenster. Auch wenn es keine festen Sitzplätze gibt, finde ich meinen Bruder Bo fast immer an derselben Stelle. Heute zusammen mit Haley, die einen riesigen Berg bunter Wollfäden beiseiteschiebt, damit ich mein Essen abstellen kann. Obwohl Haley und Bo nicht unterschiedlicher sein könnten, haben sie etwas gemeinsam: Sie studieren beide Medizin im zweiten Semester.

»Was treibst du da?«, frage ich verwundert, während ich mich setze.

»Stricken«, lautet Haleys knappe Antwort.

Das sehe ich zwar, kann es dennoch nicht richtig glauben. Allerdings sollte mich bei Haley wohl nichts mehr überraschen. Ich weiß bis heute nicht, warum sie letztes Jahr bei den Cheerleader Tryouts aufgetaucht ist. Vielleicht war ihr langweilig? Für meine Freundin Penelope hingegen war die Motivation, sich zu bewerben, schon immer das Image. Dieser Traum von der Cheerleaderin, die mit den begehrtesten Jungs abhängt. Für mich ist es der Cheerleading-Sport an sich. Aber Haley? Sie stand da in ihrer Leopardenleggings, drehte sich die hellblauen Haarspitzen um die Finger und wirkte wie ein fehlgelandetes Alien. Nach einer halben Stunde hat sie sich kommentarlos verabschiedet und wurde seitdem nie wieder bei einer sportlichen Betätigung gesehen. Vermutlich wären wir von diesem Moment an getrennte Wege gegangen, wenn sie

sich nicht ausgerechnet Bo als Laborpartner ausgesucht hätte. Aus den Laborpartnern wurden Freunde, und mittlerweile sind wir ein ganz gutes Dreierteam. Irgendwie haben Haley und ich uns auf Anhieb verstanden, obwohl wir vollkommen unterschiedliche Interessen haben. Während mein Herz dem Sport gehört, hat Haley eine Vorliebe für das Nähen ausgefallener Kleidungsstücke. Offenbar ist für eines ihrer nächsten Projekte Stricken notwendig, sonst kann ich mir nicht erklären, warum sie so hoch konzentriert Maschen aneinanderreiht, dass sie sich beinahe die Zunge abbeißt.

»Das wird ein Rock. Und rate, wer ihn anprobieren darf«, murmelt sie, ohne aufzusehen.

»Hurra«, ist alles, was mir dazu einfällt.

»Warte nur ab, bis ich eine berühmte Modedesignerin bin. Dann wirst du mir die Füße küssen, um weiterhin für mich modeln zu dürfen, Winzling«, behauptet sie.

Ich werfe einen flüchtigen Blick unter den Tisch und beschließe, das auf keinen Fall zu tun. Zumindest nicht solange sie immer noch die ausgelatschten Converse aus ihrer Schulzeit trägt. Die haben mittlerweile einen Camouflagelook, in dem sie mit Sicherheit nicht ausgeliefert wurden.

Bo beobachtet uns amüsiert, während er den letzten Rest seines Burgers isst und uns den Teller mit den übrig gebliebenen Pommes entgegenschiebt. Ich bewundere Bo für vieles. Unter anderem dafür, dass er in der Öffentlichkeit Burger essen kann und dabei – trotz der hochgekrempelten Ärmel seines lachsfarbenen Hoodies – immer noch elegant wirkt. Er wischt sich die Hände an einer Serviette ab und nickt Haley zu.

»Du wirst also Modedesignerin und Jules dein Model. Und was ist mit mir?«, fragt er, greift nach dem Wasserglas und lehnt sich lässig auf dem Stuhl zurück. Er lächelt amüsiert, wodurch er mich immer an einen Kater erinnert. Vielleicht liegt

es an der Art, wie er die Lippen nach oben zieht und dabei den Kopf von links nach rechts neigt, bis ihm sein blonder Pony nicht mehr in den Augen hängt.

Haley sieht kurz auf und zuckt mit der Schulter. »Du heiratest einen reichen Footballspieler.«

Während ich ihr unter dem Tisch vor das Schienbein trete, hustet Bo ins Wasserglas, bevor er herzlich zu lachen beginnt.

»Das war nur ein Scherz.« Haley legt die Stricksachen beiseite, um sich das schmerzende Bein zu reiben und mich vorwurfsvoll anzusehen.

»Der war nicht lustig«, belehre ich sie und schiebe mir ein großes Salatblatt in den Mund, das ich energisch zerkaue.

»Ach komm. Wenn du das so sagst, denkt man, du hättest etwas gegen Schwule«, murrt Haley kopfschüttelnd.

»Ich habe nichts gegen Homosexuelle, finde es nur absolut nicht lustig, wenn man Witze über sie macht«, korrigiere ich. Und vor allem finde ich es nicht lustig, wenn man Witze über Bo macht.

»Es hat doch keiner gehört«, versichert sie und setzt ihre Strickarbeit fort.

Vermutlich nicht. In der Mittagspause herrscht hier ein Gemurmel, das alles verschluckt, was mehr als zwei Meter entfernt liegt.

»Ist heute nicht das Training für die Cheerleader Tryouts?«, grätscht Bo dazwischen, um das Thema zu wechseln.

Richtig. Heute können wir einen ersten Blick auf die jungen Frauen werfen, die sich demnächst an der Aufnahmeprüfung versuchen wollen, um Mitglied des St. Clair-Squads zu werden.

»Hoffentlich sind ein paar gute Mädchen dabei. Wir können Unterstützung gebrauchen«, stimme ich zu und schaue flüchtig auf die Uhr. Noch eine weitere Vorlesung, dann geht es los.

Cheerleading war schon immer mein Sport. Mein Traum. Mittlerweile finanziert es mir dank eines Stipendiums den Großteil meines Studiums. Aber ich weiß noch, wie nervös ich vor einem Jahr war, als ich selbst für die Tryouts trainiert habe. Sofort beginnen meine Fingerspitzen zu kribbeln, als könnten sie es gar nicht erwarten, in die Hände zu klatschen. In mir brodelt es, als wollte mein Inneres dringend einen Anfeuerungsruf loslassen.

»Hättest du bloß nichts gesagt«, stöhnt Haley und stiehlt eine Pommes von Bos halb leerem Teller. Halbherzig wischt sie die Hand an ihrem senfgelben Cordrock ab, bevor sie den Faden wieder aufnimmt. »Jetzt phantasiert July wieder von der College Cheerleading National Championship.«

Vielleicht hat sie recht. Vielleicht träume ich aber auch davon, eines Tages zu den Cheerleadern der NFL zu gehören. Das ist bloß ein Teilzeitjob, der strengen Regeln unterliegt und den kaum eine länger als vier Saisons aushält, trotzdem wäre ich gern dabei. Und wenn es nur für ein Jahr nach dem College ist. So wie manche davon träumen, auf diesem bescheuerten Rasen zu spielen und einen Ball zu werfen oder zu fangen, möchte ich dort stehen und mir die Seele aus dem Leib brüllen. Das klingt vermutlich nicht vernünftig, aber seit wann müssen Träume das sein? Ist es für Haley sinnvoll, einen Rock zu stricken? Wer weiß das schon? Nach meinem Dasein als Cheerleaderin kann ich immer noch Lehrerin werden. Oder was auch immer die rationale Wahl nach einem Literaturstudium ist.

Schon seit dem Tod unserer Mom scheint alle Welt von uns zu erwarten, dass Bo und ich unseren Kompass in Richtung *Vernunft* ausrichten, um unseren Dad zu unterstützen. Aber bevor ich mich den Erwartungen der Gesellschaft endgültig unterwerfe, will ich noch einmal richtig frei sein und meinem

Herzen folgen. Weit weg von den aufmerksamen Augen meines Dads. Teil eines Teams sein, in dem jede Einzelne meine Leidenschaft teilt. Eine begrenzte Auszeit. Quasi mein persönliches Sabbatical. Und ich werde alles dafür tun, dieses Ziel zu erreichen, denn so eine Chance kommt höchstens einmal im Leben.

»Erde an July? Stehst du in Gedanken wieder auf dem Rasen, der die Welt bedeutet?«, stichelt Haley und macht Anstalten, mich mit einer Stricknadel zu piksen.

Oh ja. Darauf kann sie wetten. Ich stehe auf dem Rasen. Und dann? Werde ich schreien, in die Hände klatschen und einen verdammten Flickflack machen, während das ganze Stadion mein Team anfeuert.

Was bringen einem Träume, wenn das Universum sie nicht erhört?

Ich stehe vor der Tribüne der Sporthalle und bin ganz kurz versucht, mit dem Kugelschreiber in meiner Hand dem vor mir liegenden Elend ein Ende zu bereiten. Ich bohre mir den Stift einfach durchs Auge ins Gehirn, um das Fiasko nicht länger mitansehen zu müssen.

Seit fünfzehn Minuten versucht Penelope, Ordnung in den Haufen junger Frauen zu bekommen, die sich die Cheers und Choreos für den Tryout merken wollen – und dabei gnadenlos scheitern. Statt Penelopes anmutigen Bewegungen zu folgen, sehen sie aus, als wären wir hier bei einem Kung-Fu-Training, das keinen Regeln folgt. Sind die Mädchen sich sicher, dass sie freiwillig Cheerleader im Wettkampf-Squad werden wollen? Dieses Jahr machen gleich drei Mädchen unseres Teams ihren Abschluss und müssen schnellstmöglich ersetzt werden. Momentan sehe ich schwarz. Vielleicht haben einige der potenziellen Bewerberinnen an der Highschool Ballett oder Gym-

nastik gemacht, aber von dort zur Akrobatik ist es ein großer Schritt. Keines der Mädchen wirkt, als könnte es einen Flickflack. Das bedeutet ein hartes Stück Arbeit.

Habe ich mich vorhin auf diesen Moment gefreut? Meine Euphorie ist verflogen. Warum habe ich unserer Trainerin versprochen, hier auszuhelfen? Eigentlich sollte sie gemeinsam mit Penelope die Anwärterinnen einweisen, allerdings hat sie sich eine Lebensmittelvergiftung zugezogen und diese ehrenvolle Aufgabe kurzfristig an Penelope und mich übertragen. Theoretisch helfe ich Penny gern. Wir sind schon seit der Junior High in einem Squad und etwa genauso lange befreundet, obwohl uns nichts außer der Liebe zum Cheerleading verbindet. Sie studiert Betriebswirtschaftslehre und ich Literatur. Dieses Jahr hat Dad unseren traditionellen Campingurlaub abgesagt, weil er zu viel arbeiten muss, aber luxuriöser wird es bei uns nicht. Pennys Familie hingegen jettet um die Welt. Ihre Haare sind tintenschwarz, meine goldblond. Ich könnte die Reihe der Unterschiede ewig fortsetzen. Wenn jemals jemand den lebenden Beweis dafür gesucht hat, dass Gegensätze sich anziehen: Hier sind wir. Auch wenn ich jetzt gerade lieber woanders wäre, als mir dieses Drama anzusehen.

Während Penny mit jeder Minute schweigsamer wird, beginnt es in meinem Inneren zu kochen. Das Brodeln wütet in meinem Magen, und ich weiß nicht, wie lange ich den anstehenden Vulkanausbruch noch zurückhalten kann.

Rechter Arm hoch – nicht den linken. Ist das denn so schwer? Habt ihr schon einmal etwas von Synchronität gehört? Auf eins, drei, fünf, sieben! Es kostet mich einige Mühe, die Worte herunterzuschlucken.

»Na, wie läuft's?«, höre ich Bo hinter mir.

Ich drehe mich um und presse die Lippen zusammen.

»So gut also?«, stichelt er mit seinem Katerlächeln.

Normalerweise hat Penny einen unschlagbaren Vorteil, den sie in fast jeder Lebenslage einsetzen kann: ihr Aussehen. Sie hat die zierliche Statur ihrer Mom geerbt und wirkt schon auf den ersten Blick unschuldig und beschützenswert. Wenn sie einen mit ihren rehbraunen Augen anblinzelt, schmilzt für gewöhnlich jeglicher Widerstand dahin und ihr Gegenüber wird in ihren Fingern zu Wachs. Doch wie es aussieht, macht sie das noch lange nicht zu einer geeigneten Ersatztrainerin. Statt Ordnung in das gackernde Chaos zu bringen, streicht sie erneut die dunklen Haare glatt und wippt unruhig auf den Fußballen vor und zurück.

Ich schaue mir das Trauerspiel weitere fünfzehn Minuten an, bis ich den Block zu Boden werfe und mit großen Schritten zu ihr hinübergehe. Ich halte das nicht länger aus! Es braucht dreimaliges Händeklatschen und einen entschiedenen Pfiff, bis ich die volle Aufmerksamkeit aller Anwesenden habe. Hätte ich ein Problem damit, im Mittelpunkt zu stehen, wäre ich beim Cheerleading falsch.

»Danke, Penny.« Ich nicke in ihre Richtung und ignoriere ihren stummen Protest, der sich auf ein nervöses Blinzeln beschränkt. Erst als sie ergeben ihre Fußspitzen betrachtet, fahre ich fort. »Wer von euch zu den Mädchen wollte, die mit Pompons zur Musik tanzen: Ihr seid hier falsch! Die Cheerdancer treffen sich morgen. Und wer von euch denkt, dass Cheerleading ein geeigneter Ort wäre, um Football- oder Basketballspieler kennenzulernen – versucht es besser auf einer ihrer Feiern. Diese Typen sind viel zu ehrgeizig, um sich von kurzen Röckchen am Spielfeldrand ablenken zu lassen. Wir werden die Spieler vor allem dann sehen, wenn sie gerade keinen Nerv für uns haben: während ihrer Spiele. Ihre Spiele sind aber nicht unser Fokus. Unser Squad trainiert nicht dafür, ein

volles Stadion während der Pausen zu unterhalten. Wir trainieren für unsere eigenen Wettbewerbe. Denn die Hauptaufgabe dieses Squads ist es, die nationale Meisterschaft zu gewinnen. Es steht euch jetzt frei, zu gehen. Oder euer Bestes zu geben!« Damit übergebe ich wieder an Penny, bevor ich meinen Block vom Fußboden einsammle.

»O Jules«, schnurrt Bo, kommt zu mir herüber geschlendert und schiebt die Hände in die Taschen seiner Lederjacke. »So eloquent wie immer. Man merkt dir die Literaturkurse richtig an.«

»Leck mich.«

»Nicht einmal dann, wenn wir nicht verwandt wären.« Er schenkt mir sein bezauberndstes Lächeln – und ich ihm ein Augenrollen.

»Dieses Training ist ein fundamentales Fiasko«, lautet mein Fazit. Zwei oder drei der Mädchen wirken, als hätten sie genug Biss für unser Team. Ein Teil von ihnen gibt bestimmt gute Cheerdancer ab. Aber der Rest? Ich drehe mich noch einmal zu den Mädchen um und rufe: »Ach, eine Sache noch! Solltet ihr es in die Mannschaft schaffen, seid ihr noch lange nicht eingeschrieben. Lehnt euch das St. Clair ab, seid ihr endgültig raus. Ende der Durchsage!« Ich bedeute ihnen, weiter zu üben, denn sie haben es definitiv nötig.

»Sind hier alle so zickig?«, fragt eines der Mädchen und lässt Penny erschrocken auffahren.

Sie blinzelt mich erneut an, als wären ihre langen Wimpern die Flügel eines Schmetterlings. Wahrscheinlich fürchtet sie, dass ich das Mädchen mit meinem Kugelschreiber ermorde. Ich werde davon absehen, weil sie zumindest so wirkt, als könnte sie einen Flickflack lernen.

»Sie ist nur ehrgeizig. Was sie sagen will, ist, dass Cheerleading ein harter Sport ist«, wirft Penny ein und macht eine

seltsame Geste, die vielleicht beschwichtigend aussehen soll. »Den rauen Ton hat sie von ihrem Dad. Er ist übrigens der beste Physiotherapeut in Fair Haven. Falls ihr mal Probleme habt, wendet euch an ihn. Er war auch mal ein sehr Erfolg versprechender Quarterback hier am St. Clair«, ergänzt Penny hilfsbereit. »Eines seiner Porträts hängt noch immer drüben an der Wall of Fame.«

Ich kann mich nur mühsam zusammenreißen, um nicht lautstark aufzulachen. Es ist schon bitter. Unser Dad ist selbstständiger Physiotherapeut und arbeitet Teilzeit für das St. Clair Football Team. Natürlich ist er immens wichtig für die Mannschaft, und niemand wagt es, sich seinen Anordnungen zu widersetzen, aber ein Typ, der anderen die Waden massiert, klingt für die meisten Außenstehenden nicht besonders imposant.

Ganz im Gegensatz zum Wort *Quarterback*. Die meisten von denen sehen nicht einmal besonders gut aus, dennoch sorgt allein ihre Anwesenheit dafür, dass sich die Atmosphäre im Raum ändert, als wäre man in einem geschäftigen Bienenstock gelandet. Wer Dad heutzutage sieht – groß, schlank, im weißen Polohemd, mit goldgerahmter Brille –, denkt sicher an vieles, aber nicht an seine Erfolge beim College Football. Sie liegen mittlerweile ohnehin lange zurück. Eine Verletzung hat ihn damals dazu gebracht, den Sport aufzugeben und »den vernünftigen Weg« einzuschlagen – sagt er. Jedes Mal, wenn er davon erzählt, klingt es in meinen Ohren, als wäre Vernunft eine Krankheit, die Träume auffrisst. So als wären Sport und Vernunft zwei Dinge, die sich in seinem Universum ausschließen. Vielleicht streiten wir uns deswegen so häufig: Weil ich in seinem Weltbild eine wandelnde Unmöglichkeit bin. Ich liebe den Sport, und fast so sehr liebe ich Literatur. An manchen Tagen gibt es nichts Schöneres, als in einem vollen Stadion zu

stehen und das Vibrieren der grölenden Massen durch meinen Körper fließen zu lassen. Einfach nur zu tanzen, zu schreien und zu leben. Aber ich habe auch nichts dagegen, mich am nächsten Tag ins Bett zu kuscheln und ein Buch zu lesen, um den Alltag abzustreifen und mich in die unwahrscheinlichsten Personen zu verwandeln oder spannende Gedankenexperimente durchzuführen. Wie langweilig wäre das Leben ohne Extreme?

Bo reißt mich aus den Gedanken, indem er mich mit einem Ellbogen anstößt. »Dad als Quarterback. Schwer vorstellbar bei Mr Vorsicht-ist-besser-als-Nachsorge.«

»Ja, die bösen, bösen Gehirnerschütterungen«, murmle ich und rümpfe die Nase.

Unser Dad hat Bo so lange ins Gewissen geredet, bis er jede sportliche Aktivität, außer Joggen, aufgegeben hat. Und auch das macht Bo nur nach einem ausführlichen Aufwärmtraining. Dass ich immer noch zum Cheerleading gehe, treibt Dad fast in den Wahnsinn. Vielleicht sollte ich Verständnis für ihn haben, immerhin starb unsere Mom bei einem Unfall. Allerdings einem Haushaltsunfall. Wenn es also danach geht, ist selbst Fensterputzen eine Bedrohung für das Leben.

»Wenn er könnte, würde er uns bis an unser Lebensende in Watte einpacken und in unseren Zimmern einsperren«, ergänze ich.

»Nur dich. Ich bin verantwortungsvoll genug, um in die Welt entlassen zu werden«, behauptet Bo und klopft mir auf die Schulter, um sich zu verabschieden. Offensichtlich hat selbst er genug von dem traurigen Schauspiel.

»Du willst mich hier allein zurücklassen?«, frage ich theatralisch.

»Ich muss bedauerlicherweise zum Präpkurs.« Mit einem letzten Zwinkern kehrt er mir den Rücken zu.

Zumindest die Aussicht darauf, mit Leichenteilen arbeiten zu müssen, klingt für mich noch weniger verlockend als die Fortsetzung hiervon.

Eine Weile noch sehe ich dabei zu, wie Penny den jungen Frauen ein paar Chants beibringt, die sie auswendig lernen sollen, danach sind wir erlöst. Auch Penny wirkt nach dem Tryout-Training alles andere als glücklich, dabei ist sie diejenige aus unserem Team, die den *Spirit* noch am besten verkörpert. Sie kann auf Knopfdruck lächeln, als würde in einem Raum die Sonne aufgehen. Vielleicht hat sie in etwa die Durchsetzungskraft eines Kätzchens, aber alle lieben sie. Ihr reicht ein Augenaufschlag, um jeden Zweifel an ihrer Person im Keim zu ersticken. Sie sieht so zauberhaft unschuldig aus, dass niemand – wirklich niemand – daran glaubt, dass sie körperliche Bedürfnisse haben könnte. Ganz gleich welcher Art diese sind. Es ist schwer vorstellbar, dass sie tatsächlich so weltliche Dinge tut wie auf Toilette zu gehen. (Oder einen Sportler zu vögeln.)

»Was wollte Bo?«, fragt sie beiläufig und nimmt mir den Notizblock ab, um im Gehen ihre eigenen Anmerkungen zu den Mädchen zu ergänzen. Ihr Lächeln verzieht sich zu einer Grimasse. »Herausragend lange Beine. Könnte eine gute Pompon-Prinzessin abgeben?«, liest sie vor, schürzt pikiert die Lippen und überfliegt meine anderen Anmerkungen. »Jules, du und deine Alliterationen. Tess-Talentfrei. Kung-Fu-Kate. Ist das dein Ernst? Du sollst nicht immer so gemein sein.« Sie streicht meine Notiz so energisch mit dem Kugelschreiber durch, dass das Papier zu zerreißen droht.

»Ich bin nicht gemein, nur ehrlich. Außerdem brauchte ich eine Beschäftigung, um mich von der Koordinierungskatastrophe abzulenken.«

Die Art und Weise, wie Penny meine Anmerkungen zurechtkürzt, ist ihr stummer Protest. Schweigend laufen wir durch den Flur, vorbei an einigen Umkleidekabinen, begleitet von der eigenwilligen Geruchsmischung aus diversen Deos, Duschgels, Schweiß und Käsefüßen, die in jeder Sporthalle wohnt. Die einzige Kommunikation zwischen uns ist Pennys über das Papier flitzender Kugelschreiber.

»July, wirklich. Wir sind nicht mehr auf der Highschool. Meinst du nicht, es wird Zeit, langsam mal erwachsen zu werden?«, fragt sie in einem Tonfall, der keinen Zweifel daran lässt, warum unser Dad und sie sich so gut verstehen.

Vernünftig. Erwachsen.

»Manchmal habe ich das Gefühl, dass du … Weißt du, irgendwann endet das College und der Ernst des Lebens beginnt. Ich weiß, dass du das Cheerleading liebst, aber du brauchst einen Plan für dein Leben. Einen *richtigen* Plan, der dir deine Rechnungen zahlt. Wir wissen beide, dass das Gehalt eines NFL-Cheerleaders nicht zum Überleben reicht.«

»Du meinst, ich soll meine Jugend und das Outfit mit dem kurzen Röckchen nutzen, um einen Typ aufzureißen, der hoffentlich mal in der NFL landet?«, schlage ich mit einem Schulterzucken vor und öffne ihr die gläserne Tür, die zum Campus hinausführt. Ich bin mir recht sicher, dass das zumindest ein Teil ihrer Zukunftsplanung ist. Am besten gefolgt von einer frühen Hochzeit, um ihre Finanzen zu sichern. Bei ihren Eltern hat dieses Vorhaben so gut funktioniert, dass sie nicht nur bis heute verheiratet, sondern tatsächlich glücklich sind.

»So meinte ich das nicht. Und das weißt du.« Penny kaut nervös auf der Unterlippe.

Derart hoch konzentriert, wie sie meinem fragenden Blick ausweicht, weiß ich, dass ich keine Erklärung mehr bekommen werde. Das ist Penny: Im Gegensatz zu Haley sagt sie lieber gar

nichts, bevor sie Gefahr läuft, etwas Falsches zu sagen. Damit ist dieses Gespräch beendet.

Das iPad aus meiner Umhängetasche suchend folge ich ihr in die Frühlingssonne. Obwohl ich schon mein Leben lang in Fair Haven lebe, genieße ich jedes Mal wieder den Anblick des Campus mit seinen efeuüberwachsenen Gebäuden. Sie verbreiten einen Hauch von europäischem Flair und akademischer Herrschaftlichkeit. Besonders im Frühling, wenn die hellgrünen Blätter der großen Bäume Schatten über die gepflasterten Wege tanzen lassen, sieht der Campus nahezu verwunschen aus.

»Hast du ein neues?«, fragt Penny mit Seitenblick auf das iPad.

Auch wenn mir vor ihr nichts peinlich sein sollte, ist es mir dennoch unangenehm, über Geld zu sprechen. Auf das St. Clair gehen überdurchschnittlich viele Kinder sehr überdurchschnittlich reicher Eltern. Viele von ihnen schicken ihre Kinder durch die halben Staaten, nur um hier zu studieren, was die Lebenshaltungskosten merklich in die Höhe treibt. Dad, Bo und ich kommen gerade so über die Runden. Ein neues iPad, nur weil mir mein altes heruntergefallen ist, ist nicht drin.

»Bo hat das Display ausgetauscht. Er hat ein YouTube-Tutorial darüber gefunden«, gestehe ich. Dass der Knopf nun ein wenig wackelt und manchmal erst beim zweiten oder dritten Drücken reagiert, verschweige ich. Ich kann wieder im Internet surfen und Bücher lesen, also will ich mich nicht beschweren.

»Nett von Bo«, sagt sie unbeteiligt.

»Bo ist immer nett.«

»Zu nett«, korrigiert Penny. »Zu nett zu *allen*.«

Obwohl sie das letzte Wort so eigenartig betont, ignoriere ich ihre Bemerkung geflissentlich. Ich weiß, welche Geschichten über meinen Bruder auf dem Campus kursieren. Aber ich

kenne auch die Wahrheit dahinter. Und ich werde mich dazu nicht äußern. Jeder Kommentar würde das Lauffeuer der Gerüchte nicht ersticken, sondern nur noch weiter anheizen.

Den restlichen Weg zum Stadion plaudert Penny über ihr Lieblingsthema: Kyle, den aktuellen Starting Quarterback unserer Football-Mannschaft. Der Kyle, mit dem ich einen One-Night-Stand hatte. Ich habe es bis heute nicht übers Herz gebracht, ihr davon zu erzählen. Vermutlich hätte ich es sofort tun sollen, aber nur wenige Tage nach unserem Ausflug auf die Rückbank seines Autos haben die zwei ein Auge aufeinander geworfen. Penny wirkte so glücklich und euphorisch, Kyle hingegen schien sich nicht einmal mehr an mich zu erinnern. Warum also hätte ich ihr Glück stören sollen? Manchmal frage ich mich, ob ich nicht den Mund hätte aufmachen sollen. Kyle tut Penny nicht gut. Aber er ist ihre Achillesferse. Der wunde Punkt, an dem sich jede Vernunft aus ihrem überaus intelligenten Gehirn verflüchtigt. Dabei fällt ihr als BWL-Studentin das logische und analytische Denken normalerweise leicht.

Kyle ist mit Sicherheit der einzige Grund dafür, dass sie mich bis ins Stadion hinüber begleitet, wo wir uns auf die Tribüne setzen. Außerhalb der Saison ist hier nie viel los, doch selbst für die Zeiten, in denen das Stadion abgeschottet wird, um die Spieler vor dem Ansturm der Fans zu retten, habe ich dank Dad eine Zugangsberechtigung.

Ich stelle die Füße auf die Bank unter uns und winke Dad zu, aber er ist gerade damit beschäftigt, die Schulter eines Spielers abzutasten. Er wird uns schon finden. Wir sitzen immer auf derselben Bank. Sie ist der übliche Treffpunkt, um auf ihn zu warten. Sobald die letzten Trainingsstunden absolviert und alle Muskeln getapt sind, nimmt er Bo und mich mit nach Hause. Es ist nicht gerade cool, auf dem College noch in seinem

Elternhaus zu wohnen, denn in dem Punkt hat Penny recht: Es vermittelt einem das Gefühl, nie richtig den Absprung aus der Highschool geschafft zu haben. Aber zumindest ist es günstig. Außerdem komme ich mit meinen Mitbewohnern zurecht, wohingegen mich Pennys Wohnheimmitbewohnerin regelmäßig in den Wahnsinn treiben würde. Kein Wunder, dass Penny lieber auf der Tribüne sitzt und Kyle zusieht, als sich einen weiteren Vortrag über Quantenphysik anzuhören. Zwar könnten es sich Pennys Eltern leisten, ihr eine eigene Wohnung zu mieten, aber angeblich gehört das Wohnen in einem Studentenwohnheim zu den Erfahrungen, die man mal gemacht haben muss.

Da Penny abgeschaltet hat, widme ich meine gesamte Aufmerksamkeit dem iPad. Unsere Beziehung mag für Außenstehende etwas einseitig aussehen, aber wenigstens ist es mir treu. Seufzend suche ich im Internet nach Buchneuerscheinungen, die es sich zu lesen lohnt. Aus Kostengründen bin ich irgendwann dazu übergegangen, E-Books zu lesen. Sie vertragen sich nicht nur besser mit meinem Budget und Lesetempo, sondern auch mit meinem Zimmer, in das wirklich kein weiteres Bücherregal mehr passt.

»Steht da ein Typ in der Jacke der Antelopes?«, fragt Penny unvermittelt und lehnt sich vor. Sie kneift die Augen zusammen, als bräuchte sie eine Brille. Statt ihr meine zu leihen, zucke ich mit der Schulter, bis mein Gehirn ihre Worte verarbeitet.

Alabama Antelopes. Der Sojalatte-Raub.

Ich hebe ruckartig den Kopf und erblicke den Kaffeedieb in Person. Dunkle Haare, rot-goldene Jacke und selbst auf diese Entfernung erkennbar eine Körperhaltung, die arrogant wirkt. Was bringt einen jungen Mann dazu, im Stadion der St. Clair Otters zu stehen und diese Jacke zu tragen? Bei uns trägt man

Blau-Weiß. Nicht Rot! Seine Jacke ist eine unausgesprochene Provokation. Dass er überhaupt noch steht und nicht zur Strafe zu Boden gestoßen wurde, grenzt an ein Wunder.

»He, Penny.« Bo reißt mich aus den Überlegungen, als er sich neben mich auf die Bank setzt. Er verfügt nicht nur über das Grinsen einer Katze, sondern auch die Fähigkeit, sich vollkommen lautlos anzuschleichen. Ich habe ihn tatsächlich nicht kommen hören. Er lässt die Umhängetasche zu Boden gleiten und stützt die Füße auf der Bank vor uns ab. Vermutlich bemerkt er nicht einmal, dass er meine Sitzhaltung eins zu eins imitiert, als bräuchte die Welt einen weiteren Beweis dafür, dass wir Zwillinge sind. Außer den goldblonden Haaren und himmelblauen Augen haben wir optisch allerdings nicht viel gemeinsam. Als Kind hat es mich fürchterlich geärgert, dass er so viel größer als ich ist, mittlerweile bin ich dankbar dafür, sonst wäre es mit dem Cheerleading schwierig geworden.

»Neuzugang?«, fragt er mit Blick auf das Spielfeld.

»Aber der Typ diskutiert mit Coach Hudson!«, wirft Penny entsetzt ein und klammert sich an die Bank, als könnte sie den Halt verlieren.

Ich weiß, was sie sagen will: Hudson ist der Positionscoach der Quarterbacks. Also bekommt Kyle Konkurrenz. Und wer möchte schon Gefahr laufen, in der nächsten Saison auf der Reservebank zu sitzen, wenn er es gewohnt ist, sein Talent nicht nur den 100 000 Zuschauern vor Ort, sondern auch im landesweiten Livefernsehen zu beweisen?

»Also ist Mr Alabama Quarterback?« Bo stützt die Unterarme auf den Oberschenkeln ab und sieht lächelnd auf den Neuen hinab. »Wurde auch mal Zeit für eine Neubesetzung.«

Mit einem Mal bin ich sehr froh, zwischen Penny und Bo zu sitzen, weil ich ahne, wie dieses Gespräch ausgeht. Oder anders: Ich spüre förmlich, wie sich Sonnenschein Penny in eine

unheilbringende Gewitterwolke verwandelt. Ihre körperliche Anspannung liegt beinahe greifbar in der Luft.

»Aber Kyle ist der Starting Quarterback. Er hält das Team zusammen. Man kann ihn nicht einfach ersetzen!«, zischen Pennys Worte wie Blitze in Bos Richtung. Es ist kein Geheimnis, wie demütigend es für einen Stammspieler ist, wenn er seinen Platz ausgerechnet für einen Transfer räumen muss.

Dennoch hält sich mein Mitleid für Kyle aus diversen Gründen in Grenzen.

»Ach komm. Jeder weiß, dass Kyle ein Alkoholproblem hat«, kontert Bo seelenruhig, als würde Pennys aufgebrachte Stimmung an ihm abperlen.

»Nur weil er ab und zu feiert, hat er noch lange kein Alkoholproblem.« Sie setzt sich auf und hebt stolz den Kopf. Es fehlt nicht mehr viel, bis sie den belehrenden Zeigefinger hebt. »Wer von uns feiert nicht gern? Und jetzt behaupte nicht, dass du noch nie betrunken warst, Benjamin Oliver Summers. Weil jeder von uns weiß, dass du uns früher gerne zu Partys begleitet hast.« Sie springt so ruckartig von der Bank auf, dass ihr Aufbruch einer Flucht gleicht.

Wir sehen ihr schweigend nach, wie sie die Stufen der Tribüne hinabsteigt und aus unserem Sichtfeld verschwindet. Ich weiß, dass Bo diese Sachen über Kyle nur sagt, um sie zu ärgern. Ihren Worten nach hat es mehr als gut funktioniert, ansonsten hätte sie sich nie dazu herabgelassen, Bo so anzufahren.

Jeder von uns weiß, dass er uns früher gerne begleitet hat, hallen ihre Worte in meinem Kopf nach. Vielleicht stimmt das. Doch seit unserer ersten Freshman-Party zieht er es vor, zu Hause zu bleiben, obwohl ich manchmal wünschte, dass er wieder mitkommen würde.

Statt ihr eine Entschuldigung nachzurufen, dreht Bo mir den Rücken zu, lehnt sich gegen meine Schulter und streckt

seine langen Beine auf der Bank aus. Er richtet die Kapuze seines Hoodies und hebt den Kopf der untergehenden Sonne entgegen. »Und jeder weiß, dass ich recht habe«, murmelt er selbstzufrieden. Es klingt wie eine späte Antwort auf Pennys Vorwurf.

Ich weiß nicht, warum Penny und Bo sich manchmal benehmen wie zwei kleine Kinder. Und ich weiß nicht, was der Alabama-Typ da macht, aber dass er wild gestikulierend mit Coach Hudson und dem Head Coach Brooks redet, lässt tatsächlich nicht allzu viel Platz für Fantasie. Oder mir ist nach dem Anblick der möglichen Cheerleading-Bewerberinnen heute Morgen jede Kreativität abhandengekommen. Wie sollen wir mit dem lausigen Ausgangsmaterial jemals die Meisterschaft gewinnen?

»Alabama hat die letzten drei Jahre in Folge die Championship gewonnen. Sie haben verdammt gute Spieler«, ergänzt Bo zusammenhangslos und holt meine abschweifenden Gedanken zurück.

Ich widme mich wieder dem iPad. Obwohl Football durch das Cheerleading und den Job unseres Dads ein Teil meines Lebens ist, interessiere ich mich nicht sonderlich dafür. Und erst recht nicht für die Footballspieler. Ich liebe die Atmosphäre im voll besetzten Stadion und, wenn ich Zeit habe, auch das Tailgating davor. Also das stundenlange BBQ auf dem Parkplatz des Footballstadions, die Gespräche, das Gemeinschaftsgefühl. Es ist Teil unserer Kultur. Ich freue mich darüber, wenn die Otters gewinnen. (Vermutlich ist es irgendeine Art von Lokalpatriotismus.) Aber welche Spieler gerade auf dem Platz stehen, lässt mich kalt.

»Du weißt genau, dass Nachwuchs-Quarterbacks Pennys Thema sind«, wiegle ich ab, weil ich wirklich keine Lust dazu habe, über Kyle zu reden. Das ist schlecht für meine Laune –

und sicherlich auch meinen Blutdruck. Der Typ regt mich nur auf. Wenn man der Meinung ist, einen Quarterback aus Alabama abwerben zu wollen: bitteschön. Warum auch nicht? Es ist nicht so, dass Kyle kein Talent hätte, er hat nur viel im Kopf, das ihn ablenkt. Eine dieser Ablenkungen ist Penny. Leider heißen die anderen Kendra, Cindy oder Tyra. Würde mich jemand bitten, etwas Nettes über Kyle zu sagen, dann vielleicht: Er hat den Körper eines Unterwäschemodels – aber mehr fällt mir wirklich nicht ein.

Es mag sein, dass Kyle irgendwelche guten Seiten hat, aber wenn, dann sind sie mir bisher verborgen geblieben. Ich verstehe bis heute nicht, wie Penny mit ihm zusammen sein kann, obwohl sie die meisten seiner Fehltritte kennt. Aber vielleicht gibt es da nichts zu verstehen, da diese Entscheidung nicht in den Sektor der Vernunft fällt. Auch wenn es mir schwerfällt, versuche ich, mich nicht in Pennys Beziehung einzumischen. Es wäre gelogen, zu behaupten, dass unsere Freundschaft in den letzten Monaten nicht darunter gelitten hätte. Ich habe zu viele Verabredungen abgesagt, um Kyle aus dem Weg zu gehen, statt ihm ins Gesicht zu sagen, was ich von ihm halte. Zu gern würde ich ihn mit diversen Schimpfwörtern überhäufen, aber meinem Dad würde es nicht gefallen, wenn ich einen seiner Patienten beleidige. Ich habe unseren One-Night-Stand fast augenblicklich bereut. Seitdem er mit Penny zusammen ist, finde ich die Erinnerung daran noch unangenehmer. Aber das ist nichts im Vergleich zu der Wut, die in mir aufsteigt, wenn er Penny mal wieder mit einem seiner Groupies betrügt.

Ich ertappe mich dabei, auf dem Spielfeld nach Kyle Ausschau zu halten, bleibe jedoch erneut an der roten Jacke hängen. Während Coach Hudson sich angeregt mit dem Head Coach unterhält, steht Mr Alabama schweigend daneben,

vergräbt die Hände in den Jackentaschen und lässt den Blick durch das Stadion schweifen, als ginge ihn das alles nichts an. Für einen kurzen Augenblick habe ich das Gefühl, dass er mich ansieht. Doch noch bevor ich ihm zum Dank für das Zusammentreffen am Morgen den Mittelfinger zeigen kann, wendet er den Kopf ab. Und obwohl ich fest entschlossen bin, ihn zu ignorieren und mich wieder meinem iPad zu widmen, mustere ich ihn.

Er hat eine gute Statur für einen Quarterback – nicht zu kompakt, nicht zu schmächtig. Theoretisch würde er wirklich gut aussehen, wenn er nicht diesen verbissenen Gesichtsausdruck hätte. Entweder leidet er unter akuten Zahnschmerzen – oder man hat ihn gegen seinen Willen von Tuscaloosa nach Fair Haven verfrachtet. Das würde auch erklären, warum er keine Lust hatte, sich umzuziehen.

Dass der Neue ins Team integriert werden soll und nicht nur zu Besuch ist, wird spätestens dann deutlich, als er seine Jacke auszieht, um sich mit den anderen Spielern der Offense aufzuwärmen – in Jeans und Shirt statt Sportkleidung.

»Also tatsächlich ein neuer Quarterback-Anwärter? Kyle wird begeistert sein«, stichelt Bo und klingt zufrieden.

»Penny wird ihn schon zu trösten wissen, wenn er diese Saison nicht wieder Starter wird«, behaupte ich und kann den angewiderten Unterton nicht unterdrücken.

»Wird nicht passieren. Oh, Mann. Der Typ ist echt mies«, murmelt Bo nach einigen Minuten. Man hört die Enttäuschung aus jedem seiner Worte rieseln.

Wir beobachten, wie Mr Alabama reglos dasteht und fast einen Ball gegen den hübschen Kopf geworfen bekommt, statt ihn zu fangen. Wir können leider nichts von dem Ausruf verstehen, der dazu führt, dass auf dem Spielfeld eine Diskussion entsteht, die dermaßen eskaliert, dass sogar unser Dad schlich-

tend eingreifen muss. Offensichtlich nervt nicht nur mich die arrogant-gleichgültige Art des Neuen.

»Ich wette hundert Dollar, dass Kyle heute Abend bei Penny vorbeischaut.« Ich reiche Bo die Hand, die er ausschlägt. Kyle ist so offensichtlich schlecht gelaunt, dass ich die Wette ohnehin gewinnen werde. Denn jeder weiß, dass Sonnenschein Penny immer diejenige ist, bei der Kyle klingelt, wenn er getröstet werden will.

Meine Vermutung bestätigt sich, als ich abends mit dem iPad auf dem Bett sitze und mein Handy eine Nachricht von Penny anzeigt.

> **Penny:** *Es reicht, wenn du mir den korrigierten Text morgen zurückschickst. Kyle ist gerade »zum Lernen« vorbeigekommen, heute komme ich eh nicht mehr dazu, ihn zu veröffentlichen.*

Vor ein paar Jahren hatte das St. Clair noch eine richtige Campus-Zeitung, mittlerweile wurde sie von einem Blog abgelöst. Neben offiziellen Ankündigungen des Campus gibt es unter anderem eine Rubrik für Tratschgeschichten und eine Sportsparte. Dort berichten die verschiedenen Sportmannschaften von ihren Neuigkeiten. Penny hat es geschafft, einen sehr blumigen Artikel über das heutige Tryout-Training zu verfassen, den ich für sie gegenlesen soll. Vermutlich wäre es als Literaturstudentin meine Aufgabe, unsere Berichte zu schreiben, aber zu dem heutigen Tag fällt mir nichts Positives ein. Pennys Artikelüberschrift lautet: *Äußerst vielversprechendes Training der Cheerleading-Anwärterinnen.*

Meiner hätte wohl eher geheißen: *Annähernd alle Anwärterinnen alarmierend asynchron.* Aber bedauerlicherweise teilt niemand meine Begeisterung für Alliterationen.

Ich will Penny gerade antworten, als Dad zum Abendessen ruft.

Erste Regel in unserem Haus: keine Handys am Tisch. Somit wird Pennys Bericht über Kyles Verzweiflungsgrad noch warten müssen.

Ich springe vom Bett, schlüpfe in meine Puschen und schlurfe aus dem Zimmer über den schmalen Flur bis in die offene Wohnküche hinüber. Schon auf dem Weg begrüßt mich der Geruch von Tomatensoße, Käse und Oregano. Das bedeutet zweierlei: 1. Es gibt Lasagne. 2. Dad beschäftigt irgendetwas. Denn immer, wenn er seinen Gedanken nachhängt, macht er Lasagne – sein Lieblingsessen. Selbst dann, wenn er nach der Arbeit eigentlich viel zu müde zum Kochen ist. Bo und ich haben ihm diverse Male angeboten, dass wir einfach einen Salat oder Sandwiches machen könnten, aber Dad besteht darauf, dass er an den Abenden, an denen er zu Hause ist, das Abendessen zubereitet.

Bo lungert bereits am Esstisch und schielt in eine Salatschüssel. Wenn er dürfte, würde er vermutlich schon mal die Gurken aus dem Salat klauen.

»Hast du dir die Hände gewaschen?«, fragt Dad und trägt die blubbernde Auflaufform zum Esstisch. »Du weißt, dass ein Magen-Darm-Virus umgeht.«

Die Augen rollend benutze ich demonstrativ das Desinfektionsgel an der Spüle, bevor ich mir noch schnell ein Glas mit Eiswürfeln hole. Es ist eines dieser Familienmysterien, das man nicht verstehen muss. Ich trinke mein Wasser immer mit Sprudel und Eiswürfeln. Bo und Dad still und lauwarm. Allein bei dem Gedanken daran schüttelt es mich. Es ist, als würde man Badewasser trinken. Widerlich. Erst als alle sitzen, wird das Essen aufgetan.

»Warum seid ihr so still heute?«, fragt Dad und schaufelt Bo

eine große Portion Lasagne auf den Teller, während ich grünen Salat auf meinem anhäufe.

Meine Gedanken gleiten zurück zum Tryout.

Grausam.

»Jules, die Lasagne ist extra für dich mit Tofu«, beschwert sich Dad und schiebt den Salat beiseite, um auch meinen halben Teller mit Lasagne zu beladen. »Kein Sportler kann immer nur Salat essen. Oder hast du dich heute ausnahmsweise an deinen Ernährungsplan gehalten?«

Es ist eine rhetorische Frage. Dad kennt meinen Diätplan vermutlich besser als ich. Genauso gut weiß er, dass ich ihn häufig ignoriere, weil mir die meisten Speisen darauf nicht schmecken. Ich bin bereit, für meinen Sport einige Opfer zu bringen, aber der Verzehr von Linsencurry zählt nicht dazu.

»Ich muss noch das Protokoll für den Präpkurs fertig schreiben und was recherchieren«, murmelt Bo, ohne zu präzisieren, was er recherchieren will. Er streckt sich, ehe er das Essen verschlingt, als wäre es eine olympische Disziplin.

Wenn ich mittags nicht gesehen hätte, wie er einen Burger isst, würde ich glauben, dass er fast verhungert sein muss. Glücklicherweise besitzen wir beide die Gabe, viel essen zu können, ohne jemals zuzunehmen. Was das betrifft, bin ich meinem Körper dankbar. Vielleicht hat Dad recht und ich sollte ihn dafür ab und an mit den Nährstoffen versorgen, die er braucht.

»Wir sollten am Wochenende mal wieder etwas zusammen machen«, schlägt Dad vor.

»Dad!« Bo sieht ihn an, als hätte er den Verstand verloren. »Wir sind fast zwanzig Jahre alt. Andere Kinder in unserem Alter ziehen zum Studieren ans andere Ende der Welt. Reicht es dir nicht, dass du immer noch unsere dreckige Wäsche waschen darfst?«

Da *Dreckwäschewaschen* keine Gruppenaktivität ist, verordnet Dad eine gemeinsame Wochenendunternehmung: den Garten sommerfertig machen. Das haben wir sicherlich allein Bos charmanter Antwort zu verdanken.

»Kann einer von euch morgen dem Neuzugang aus Tuscaloosa den Campus zeigen?«, bittet Dad unvermittelt.

»Ich arbeite nachmittags im *Hazelcup*«, erinnert ihn Bo. »Und July muss doch zu diesem … Cheerdance-Aufnahmetraining?« Er sieht mich unschuldig an, blinzelt und verzieht seine Schnute zu diesem Katzenlächeln, das ich ebenso liebe wie hasse.

»Cheerdance? Aber das ist doch gar nicht dein Squad«, wirft Dad ein.

»Ja, Jules. Warum schwänzt du die ätzende Veranstaltung nicht und zeigst dem Neuen den Campus?«, fährt Bo fort und zuckt nicht einmal mit der Wimper, als ich ihn unter dem Tisch trete. Er weiß ganz genau, dass ich keine Lust dazu habe.

»Warum müssen ausgerechnet wir ihn herumführen? Kann das keiner der Jungs aus dem Team übernehmen?« Ich schiebe mir eine Gabel voll Lasagne in den Mund und blinzle Dad unschuldig an.

»Weil Coach Brooks es nett fände, wenn der Neue Kontakte außerhalb des Teams knüpft«, erklärt er, als wäre es selbstverständlich. »Und weil ich dachte, ich hätte euch zu etwas mehr Hilfsbereitschaft erzogen.«

»Und genau deswegen helfe ich morgen bei dem Tryout-Training der Cheerdancer aus«, stimme ich zu.

»Aber Penny findet bestimmt einen Ersatz, und ich kann Mr Palmer unmöglich im *Hazelcup* allein lassen«, wirft Bo ein. »Du weißt, wie schusselig der alte Mann ist. Außerdem möchte der Neue bestimmt lieber von einer jungen, hübschen Frau herumgeführt werden.« Bo zwinkert mir zu.

Er weiß ganz genau, wie sehr ich es hasse, wenn man mich *hübsch* nennt.

»Also schreibe ich ihm, dass du morgen Zeit hast?«, hakt Dad nach.

Meine Gedanken gleiten zum heutigen Training zurück. Ein weiteres Kapitel der Tanztragödie oder Mr Arrogant über den Campus führen? Aber für wie lange überhaupt? Zehn Minuten? Zwanzig? Dreißig? Das ist alles immer noch besser, als einen ganzen Nachmittag lang Protokoll zu führen. Penny findet sicherlich innerhalb eines Herzschlags jemanden, der für mich einspringt.

Ergeben zucke ich mit den Schultern. Wie schlimm kann es schon werden?

»Sehr gut. Der Neue heißt übrigens Andrew McDaniels. Er möchte gern Drew genannt werden. Außerdem solltest du noch wissen, dass …«, beginnt er und wird vom Klingeln des Haustelefons abgelenkt. Er lässt den Satz unbeendet verklingen und überlegt sichtlich, ob er seine eigene Regel brechen und ans Telefon gehen soll. Nach einem kurzen Blick auf die Uhr verschwindet er im Flur. Wer so spät noch anruft, hat sicherlich ein dringendes Anliegen.

»Ich sollte noch wissen, dass …?«, frage ich an Bo gewandt, der kopfschüttelnd weiterisst. Er weiß es also auch nicht.

Dads Telefonat ist erstaunlich kurz. Nach wenigen Augenblicken legt er schon wieder auf. Als er in die Küche zurückkommt, wirkt er bedenklich blass um die Nase.

»Ich muss noch mal los. Einer der Spieler hat sich auf dem Heimweg den Fuß umgeknickt. Angeblich ist er auf die Größe einer Wassermelone angeschwollen.«

»Klingt nach Bänderriss«, sagt Bo trocken zwischen zwei Bissen, als wäre es keine vollkommene Katastrophe für den betroffenen Spieler.

»Dann viele Grüße und gute Besserung an …?« Ich sehe Dad fragend an, aber er winkt ab und verabschiedet sich in den Flur.

»Seid ihr so gut und räumt den Tisch ab, wenn ihr aufgegessen habt?«, ruft er herüber. »Ihr braucht nicht auf mich zu warten. Es könnte spät werden.«

Mehr als ein Augenrollen hat Bo dafür nicht übrig. Wenn man Bo etwas wirklich nicht sagen muss, dann dass er etwas aufräumen soll. Er ist der ordentlichste Mensch, den ich kenne.

3. KAPITEL

Dreistigkeit-Dienstag

Als ich mich gestern beim Abendessen gefragt habe, wie schlimm es denn werden könnte, habe ich nicht mit der Realität gerechnet. Mr Alabama bricht alle Dreistigkeitsrekorde. Ich warte seit fünfzehn Minuten vor dem Haupteingang des Footballstadions. Aber er erscheint nicht. Auch nach zwanzig Minuten nicht. Es ist ein recht kühler Frühlingstag, und ich könnte mir Besseres vorstellen, als meine Nase mit den Händen zu wärmen.

Ich ziehe mir die Ärmel des Hoodies über die kalten Finger und stecke die Hände in die Taschen meiner dunkelblauen Weste. Aber es ist egal, wie oft ich den Blick von links nach rechts und zurück schweifen lasse, keine Spur des Neuen. Als ich versuche, Mr Alabama unter der Nummer anzurufen, die mir mein Dad gegeben hat, drückt er den Anruf weg. Keine Mailbox. Nichts. Nach einmaligem Tuten ist die Verbindung beendet. Ganz ehrlich: Wenn er auf einen Rundgang keine Lust hat, ist das nicht mein Problem. Mein Dad wollte nur nett zu ihm sein, aber wenn Mr Arrogant kein Interesse hat …

Alabama. Arrogant. Arschloch.

Ich bin ziemlich gut darin, passende Alliterationen für ihn zu finden, und durchaus gewillt, den Zickenmodus auszupacken, wenn man mich versetzt. Gerade als ich nach einer halben Stunde gehen will, taucht er doch noch auf. In einem

blutroten T-Shirt. Wie lautet der Schlachtruf der St. Clair Otters? Richtig. *GO BLUE!* Noch deutlicher kann er seine Ablehnung kaum rüberbringen. Dass er bei dem Wetter ohne Jacke herumläuft, macht ihn mir zusätzlich unsympathisch. Wieso friert er nicht, während ich mich nur mühsam beherrschen kann, um nicht mit den Zähnen zu klappern?

»Auch schon da?«, frage ich mürrisch und greife nach dem Rucksack, den ich neben meinen Füßen abgestellt habe. »Du hast echt Nerven. Weißt du, Smartphones sind dafür da, dass … Ach, vergiss es.« Ich sehe genervt zu ihm auf.

Mein Vortrag scheint ihn nicht im Mindesten zu interessieren. Statt sich zu entschuldigen, mustert er aufmerksam mein Gesicht. Was bitte stimmt nicht mit diesem Typ? Zählt er gerade meine Sommersprossen, oder was starrt er mich so konzentriert an?

»Also soll ich dir den Campus zeigen?« Ich stemme die Hände in die Hüften. Wenn er nicht will, braucht er es nur zu sagen.

Er antwortet nicht, sondern zieht lieber sein Handy aus der Hosentasche und tippt darauf herum.

Oh Gott. Ja. Bitte ignorier mich und spiel mit deinem Handy.

Ich wende mich zum Gehen, als mein Handy »Go Blue!« ruft, um eine neue Nachricht anzuzeigen.

Mr Alabama: *Können wir noch auf jemanden warten?*

Ich ziehe eine Augenbraue hoch und drehe mich zu ihm herum. Ich stehe direkt vor ihm, und er schreibt mir? Wieso macht er so was?

»Auf wen?«, frage ich genervt.

Als er antwortet, klingen seine Worte leise und unartikuliert und stehen im Kontrast zu den Gebärden, mit denen er sie be-

gleitet. Sie wirken nicht im Mindesten hilflos oder unsicher, sondern sehr präzise. »Auf meinen Dolmetscher.«

Irritiert sehe ich ihn an und versuche, mir meine plötzliche Verunsicherung nicht anmerken zu lassen. »Kannst du mich hören?«, frage ich sicherheitshalber und ernte ein Kopfschütteln.

»Ich rate, was du sagst«, gesteht er, während er auf meine Lippen deutet.

Oh Gott, July. Der Typ ist nicht arrogant, er ist gehörlos.

Das wollte Dad mir also sagen, bevor ihn der Notfall abgelenkt hat. Es erklärt zumindest, warum Drew den Anruf nicht angenommen hat. Und er hat im Coffeeshop tatsächlich nicht verstanden, dass ich ihm eine Beleidigung an den Kopf geworfen habe.

Meine Wut verpufft augenblicklich, um mich mit einem schlechten Gewissen zurückzulassen. Ich fühle mich wie der letzte Mensch. Keine einzige Sekunde habe ich darüber nachgedacht, dass hinter seiner Fassade irgendetwas anderes als pure Arroganz stecken könnte. Dabei weiß ich selbst, wie demütigend es ist, wenn Leute einen nur nach dem Aussehen beurteilen.

Ich sehe Mr Alabama in die Augen. Bei Tageslicht hat ihr Braun einen goldenen Schimmer, der mich an flüssigen Honig erinnert. »Dann warten wir«, antworte ich schließlich.

Ich lehne mich gegen die rote Backsteinmauer, die das Stadion umgibt und weiß nicht recht, wohin mit mir. Gerade von einer Cheerleaderin scheinen die meisten zu erwarten, dass sie ein dauerplaudernder Quell guter Laune ist. Ständig werden wir in den Fluren angesprochen. Aber worüber soll ich mit Mr Alabama reden? Und wie?

Er schaut auf sein Handy und lässt den Blick immer wieder vor dem Stadion auf- und abwandern. Kann ich ihn einfach

ansprechen? Soll ich winken, um auf mich aufmerksam zu machen? Vielleicht ist er auch gar nicht der Typ für Smalltalk.

Wie seltsam es sein muss, nichts zu hören. Oder vielleicht nur so gut wie gar nichts? Nimmt er noch dumpfe Geräusche wahr? Tiefe Töne? Hohe Töne? Wo verläuft die Grenze zwischen schwerhörig und gehörlos? Ich kenne mich mit diesen Dingen nicht aus und kann sie mir auch nur schwer vorstellen. Wie fühlt sich wohl ein Frühlingstag ohne Vogelgezwitscher an? Ein Footballspiel ohne Schlachtrufe? Ohne das Jubeln der Fans auf der Tribüne?

Ich sehe überrascht auf, als Drew mich flüchtig am Arm berührt.

»Mach das nicht«, bittet er.

»Was soll ich nicht machen?«, hake ich nach.

»Du bemitleidest mich.« Er kann ein Schmunzeln nicht ganz unterdrücken. Es wirkt durch und durch selbstbewusst. Als wüsste er ganz genau, was in meinem Kopf vor sich geht.

Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass er recht hat.

»In Ordnung.« Ich lehne den Hinterkopf an die Mauer und beschließe, das zu tun, was ich in solchen Situationen immer mache: Smalltalk. »Du hast meinen Sojalatte mitgenommen«, plaudere ich. Sein fragender Blick verrät, dass er mich nicht verstanden hat.

Ich will gerade das Handy aus der Tasche ziehen, um ihm eine Nachricht zu schreiben, da bekommen wir unerwartete Hilfe von einem Herrn, der sich mit großen Schritten nähert. Er legt mir zur Begrüßung eine Hand auf die Schulter, als wären wir Freunde. Dabei bin ich mir recht sicher, den älteren Mann nicht zu kennen.

»Benimmt sich Andrew wieder daneben?«, fragt er lächelnd, begleitet seine Worte mit Gebärden, die ich nicht verstehe, ihn aber als Drews Gebärdendolmetscher entlarven.

Nur aus dem Augenwinkel sehe ich, wie Drew etwas erwidert, das der Fremde simultan übersetzt. »Entschuldige dich bei July. Du hast uns warten lassen.«

»Du kennst meinen Namen?« Ich sehe Drew irritiert an, aber verstehe von der Antwort wieder keine einzige Gebärde.

Dank der Hilfe des Übersetzers ist das kein Problem. Er springt, ohne zu zögern, ein. »July wie der Sommer. Dein Name stand auf dem Kaffeebecher. Und in der SMS von deinem Dad. – Ich heiße übrigens Jake.«

Ich nehme mal an, dass er den letzten Teil selbst hinzugefügt hat. Jake hat etwas so Offenes in seiner ganzen Körpersprache, dass ich mich augenblicklich entspanne. »Und das, was du Kaffee nennst, war das Widerlichste, was er jemals getrunken hat.«

»Sagt derjenige, der Espresso mit Wasser verdünnt?«, spotte ich und ziehe eine Augenbraue hoch.

Statt einer Antwort presst sich Drew eine Hand aufs Herz und senkt das Kinn auf die Brust, als hätte ich ihn schwer verwundet.

»Ich denke, das heißt touché«, erwidert Jake mit einem Zwinkern und beobachtet, wie Drew ein paar Gebärden ergänzt. »Außerdem wollte er dir den Becher wiederbringen, weil eine Telefonnummer darauf stand. Aber nachdem du ihn so böse angesehen hast, hat er sich nicht getraut, dich anzusprechen.«

»Oh.« Ich sehe zwischen Drew und Jake hin und her. Eine Telefonnummer? Auf dem Becher? Von dem Barista, der den Kaffee zubereitet hat? Ehrlich gesagt war ich so in mein iPad versunken, dass ich mich nicht einmal daran erinnern kann, wie der aussah. Und was soll das heißen: Drew hat sich nicht getraut, mich anzusprechen, weil ich ihn böse angeschaut habe? Er ist zwei Köpfe größer als ich und lässt sich davon einschüch-

tern, wie ich ihn ansehe? Er spielt Football. Sollte er es nicht gewohnt sein, wenn ihn eine ganze Mannschaft durchtrainierter Kerle finster anstarrt? Immerhin hatte ich nicht vor, ihn zu Boden zu werfen. Unser Zusammenstoß war zufälliger Natur – und ich hätte definitiv den Kürzeren gezogen.

»Andrew kam übrigens zu spät, weil er im Müll nach dem Becher gesucht hat, ihn aber nicht mehr finden konnte«, ergänzt Jake.

»Oh, das …«, stammle ich äußerst eloquent. »Das wäre aber nicht nötig gewesen. Wirklich nicht.« Ich vermute mal, dass Drew nett sein wollte, aber ich habe kein Interesse an der Telefonnummer. Schon bald wird all meine Freizeit dem Training für die Cheerleading-Meisterschaft gehören, da bleibt ohnehin keine Zeit für Dates. Nicht einmal dann, wenn sie den besten Kaffee in ganz Fair Haven servieren.

Wie auch immer, wenn es nach mir geht, kann der Rundgang beginnen.

Wenn meine Werbung für Fair Haven und den St. Clair Campus Drew nicht überzeugt, muss er ein Herz aus Stein haben. Spätestens beim Betreten der Bibliothek herrscht für gewöhnlich andächtiges Schweigen. (Nicht dass Drew bis hierhin viel gesprochen hätte. Seitdem Jake bei uns ist, überlässt er es vor allem ihm, mit mir zu reden.)

Die Bibliothek sieht aus wie eine Mischung zwischen einer alten Kathedrale und dem Bankettsaal des Buckingham Palace. Hoch oben, unter dem kunstvoll verzierten Gewölbe, hängen Dutzende Kronleuchter, die die langen Tischreihen erleuchten. Die Rückseite des Raums bildet ein Fenster im gotischen Stil. Für mich ist dieses das schönste Gebäude von allen am St. Clair. Ab und an komme ich nur hierher, um die Atmosphäre zu genießen und in Ruhe zu lesen. In diesem Gemäuer

herrscht immer ein Hauch von europäischem Mittelalter, auch wenn das Gebäude Jahrhunderte nach der Gotik entstanden ist.

Drews Blick wirkt allerdings nicht annähernd so bewundernd, wie ich es mir erhofft habe. Mr Alabama sieht sich lediglich flüchtig um, schiebt die Hände in die Hosentaschen seiner Jeans und schenkt mir ein Lächeln. Vielleicht bin ich hier die Einzige, deren Herz beim Anblick so vieler Bücher schneller schlägt?

»Was studierst du eigentlich?«, fragt Jake leise, während wir die Bibliothek verlassen.

Ich antworte erst, als die Tür hinter uns zufällt. »Vor allem englische Literatur.« Die meisten Leute, die ich kenne, finden es ausgesprochen lustig, wenn sie erfahren, dass ich Rhetorikkurse besuche. Nicht nur wegen meiner Vorliebe für Schimpfwörter, sondern weil sie sich schwer vorstellen können, dass ich anspruchsvollere Sätze als *»Go Blue! Go! Go! Go!«* zustande bringe. Als blonde Cheerleaderin hat man es heute nicht leicht. Dank diverser Teenie-Filme halten uns die Leute für dumm oder für intrigante Ziegen, die der armen Außenseiterin den sexy Quarterback ausspannen wollen. Dabei könnte es mir theoretisch nicht egaler sein, mit wem Kyle seine Nächte teilt. Dass es mich doch stört, liegt einzig und allein an Penny.

»Was studierst du eigentlich, wenn du nicht gerade auf dem Feld stehst?« Ich sehe zu Drew auf, verfolge seine Gebärden, die ich nicht verstehe.

Die Antwort bekomme ich von Jake. »Er sagt, er wird an dich denken, wenn er in dieser wunderhübschen Bibliothek sitzt und staubige Bücher über Wirtschaftswissenschaften und Personalmanagement liest.«

»Personalmanagement, du Angeber.« Ich verdrehe theatralisch die Augen, bis Drew leise lacht. »Habt ihr zufällig Hun-

ger? In der Nähe gibt es einen guten Burgerladen.« Wobei *Nähe* vielleicht übertrieben ist, aber ich bekomme langsam Hunger. Und auch wenn es mit den beiden sehr viel netter ist, als ich befürchtet habe, schwirrt mir schon der Kopf. Ich weiß nie, wohin ich gerade gucken und mit wem ich reden soll, und könnte eine kurze Pause vertragen. »Ich spendiere euch einen Milchshake. Das *Hatcat* hat die besten der Stadt«, ergänze ich, obwohl die beiden mir längst artig folgen.

Auf dem Weg zum *Hatcat* passieren wir diverse Verbindungshäuser. Das von Beta Theta Pi sieht aus wie ein altes Herrenhaus, das von Alpha Delta Phi hingegen schon wieder so heruntergekommen, dass man sich kaum vorstellen kann, dass dort intelligente, junge Menschen ein und aus gehen.

Das *Hatcat* ist ein schlauchähnlicher Laden, in einer ganzen Zeile von Fast-Food-Restaurants. Ob Eiscafé, Pizzeria, Sandwichladen oder Noodlehouse – an der Slate Street gibt es wirklich alles. (Unter anderem einen gewissen Coffeeshop, in dem einem fremde Männer den Kaffee stehlen.)

»Ihr werdet es nicht bereuen. Die Milchshakes sind legendär«, verspreche ich beim Betreten des *Hatcat* und atme die nach Käse, Pommes und Burgern duftende Luft ein. Obwohl ich kein Fleisch esse, fühle ich mich hier immer wohl. Vielleicht liegt es an der gemütlichen Einrichtung oder daran, dass zu jeder Uhrzeit Studierende hier sind, die für ein angenehmes Hintergrundgemurmel sorgen. Das *Hatcat* wirkt wie eine Mischung aus Diner und Irish Pub. Sitznischen mit roten Polstern treffen auf Backsteinwände, an denen Gemälde hängen. Die meisten von ihnen sind extrem farbige Darstellungen lokaler Persönlichkeiten. Viele haben irgendetwas mit Football oder Basketball zu tun, manche sind Schauspieler und Schauspielerinnen. Die Wand hinter dem Tresen ziert das Bild einer

struppigen schwarzen Katze, die einen Zylinder trägt und dem *Hatcat* seinen Namen verleiht.

»Bestellt, was ihr wollt. Ich lade euch ein«, biete ich an und lasse mich in eine freie Sitznische fallen. Mein spontaner Anfall von Gastfreundlichkeit rührt vor allem daher, dass ich ein schlechtes Gefühl habe, wenn ich die Einzige bin, die etwas isst. Ich bestelle bei der gut gelaunten Kellnerin einen Eistee und Chili-Cheese-Fries – und hoffe sehr, dass die zwei mich nicht hängen lassen. Jake hat ernsthaft die Nerven, nur ein Wasser zu bestellen. Ein stilles ohne Eiswürfel noch dazu. Als Drew ebenfalls ein Wasser ordert, kann ich ein Seufzen nicht unterdrücken. Wenigstens ist er so lieb, noch einen Erdbeer-Milchshake und eine Portion Mac & Cheese dazuzunehmen.

Während wir auf die Bestellungen warten, ziehe ich reflexartig mein Handy aus der Tasche. Das Display zeigt eine neue Nachricht.

Bo: *Und? Zufrieden? Endlich ein Mann, der all deine Schimpfwörter erträgt.* ;)
July: *Du wusstest, dass er gehörlos ist?*
Bo: *Ich habe ihn gestern Abend noch gegoogelt. Andrew McDaniels. Sehr erfolgversprechender QB mit kleinem Handicap. Es gibt Dutzende Artikel über ihn. Seit heute Morgen auch einen auf dem College Blog. Wahrscheinlich hat jeder, der sich halbwegs für College Football interessiert, schon von ihm gehört. Wie erträgst du es nur, so wenig neugierig zu sein?*

Das ist eine gute Frage. Irgendwie ist mein Interesse an Tratschgeschichten kurz nach Collegebeginn gestorben. Zufälligerweise an dem Tag, an dem mein Bruder Teil der Gerüchte wurde.

Ich lege das Handy beiseite, das erneut »Go Blue!« ruft.

Bo: *Und? Sieht er aus der Nähe so gut wie auf den Fotos aus? Hat er dieses bezaubernde Kinngrübchen?*

Genervt stelle ich den Ton aus und lege das Smartphone mit dem Display nach unten auf den Tisch. Dennoch ertappe ich mich dabei, kurz über den Tisch hinweg zu Drew hinüberzusehen und sein Kinn abzuchecken. Falls Bo später fragt, kann ich ihm nun bestätigen, dass Drew ein Grübchen am Kinn hat. Ob das *bezaubernd* ist, überlasse ich Bos Urteil.

»Du bist also Footballfan?«, vermutet Jake und deutet auf mein Telefon. Es dauert eine Sekunde, bis ich seine Anspielung auf meinen wenig dezenten Klingelton verstehe.

»Cheerleadingfan«, korrigiere ich und werde prompt von Jake übersetzt.

Als Drew mit imaginären Pompons wedelt, ziele ich mit einem Bierdeckel auf ihn. »Nicht *diese* Art von Cheerleading«, stöhne ich und suche auf meinem Handy ein YouTube-Video heraus, um es den beiden zu zeigen. Ich rutsche dichter an Jake heran, der interessiert auf das Display schaut. Ich glaube, ich habe noch nie einen so unkomplizierten Menschen wie ihn getroffen. Er schafft es irgendwie, schon seit Stunden im Zentrum unseres Gesprächs zu stehen und dabei stets im Hintergrund zu bleiben.

»Kannst du dolmetschen?«, bitte ich Jake, sehe kurz zwischen dem Handy und Drew hin und her, der konzentriert mein Gesicht mustert. »Das Video entstand 2016 beim NCA. Der nationalen Meisterschaft. Die Cougars gehen gerade an den Start, doch kaum hat ihre Choreografie begonnen, fällt die Musik aus. In der ganzen Halle ist es mit einem Mal vollkommen still. Eine Katastrophe. Wisst ihr, was dann passiert?

Die anderen Squads fangen an, zu zählen. Eins, drei, fünf, sieben. Eins, drei, fünf, sieben. Die ganze Halle stimmt ein. Es ist ein Chor aus Hunderten Stimmen. Eins, drei, fünf, sieben. Die anderen Cheerleader – die Konkurrentinnen – zählen den Takt für die Cougars. Minutenlang. Eins, drei, fünf, sieben. Immer wieder. Bis die Choreografie beendet ist.« Jedes Mal, wenn ich das Video ansehe, bekomme ich Gänsehaut am ganzen Körper. Dieser Chor aus Hunderten Stimmen, die sich spontan zusammenschließen, um zu helfen, erzeugt eine Atmosphäre, die mich wünschen lässt, dass ich dabei gewesen wäre. »Am Ende gewinnen die Cougars die Meisterschaft. Sie gewinnen, weil die anderen Teams ihnen geholfen haben. Das ist der Geist von Cheerleading. Wir hüpfen nicht nur mit Pompons durch die Gegend, um irgendwelchen Männern zu gefallen. Wir sind ein Team. Wir verlassen uns aufeinander und helfen einander. Wenn eine patzt, bricht sich die andere das Genick.«

Drew folgt noch einen Moment Jakes Erläuterungen, schaut sich das Video an. Flickflacks, Rückwärtssalto, Hebefiguren, Würfe. Am Ende sieht er mir in die Augen und öffnet zum ersten Mal seit Jakes Anwesenheit den Mund. »Aber ich mag die Puschel.« Als er erneut mit den Händen durch die Luft wedelt, um sehr enthusiastisch imaginäre Pompons zu schwingen, werfe ich ihm noch einen Bierdeckel entgegen, den er mühelos aus der Luft greift und vor sich ablegt. Es sieht zu albern aus, wenn dieser riesige Körper aus Muskeln und Sehnen pantomimisches Cheerleading darbietet. Sein vollkommen übertriebenes Grinsen setzt dem Ganzen die Krone auf – und trotzdem hat Drew irgendetwas an sich, das meine Grandma wohl als *charmant* bezeichnen würde. Vielleicht liegt es an dem neckischen Funkeln in seinen Augen, das verrät, dass er genau weiß, wie er auf Menschen wirkt.

»Du bist ein Vollpfosten«, behaupte ich, gerade als unser Essen serviert wird.

»Ihr entschuldigt mich? Ich gehe kurz auf die Toilette«, verkündet Jake.

Ich stehe auf und lasse ihn aus der Sitzbank, aber als mein Blick ihm folgt, verschwindet er zur Tür hinaus und schlendert die Straße hinunter. Irritiert setze ich mich wieder und berühre Drew kurz am Ärmel seines T-Shirts, bis er mich ansieht.

»Pinkelt Jake draußen gegen einen Baum?«, hake ich nach.

Aber Drew versteht kein Wort, also tippe ich die Worte in die Notizfunktion meines Handys und schiebe ihm anschließend das Telefon zu.

July: *Dein Dolmetscher – der behauptet hat, auf Toilette zu wollen – ist gerade zur Tür hinaus geflohen.*

Ich deute auf die Eingangstür.

Während Drew eine Nachricht schreibt, knabbere ich an einer Pommes. Mit seiner Antwort kann ich wenig anfangen.

Drew: *Ich glaube, wir kommen zurecht. Oder was meinst du?*
July: *Kommt er noch mal zurück?*

Wäre es schlimm, wenn nicht?, tippt er und sieht mich aufmerksam an.

Ich stütze die Ellbogen auf den Tisch und bette die Wange auf der Handfläche. Mein Blick gleitet von meinen Pommes zu Drew, zur Tür. Ich weiß nicht, wie ich es finde, plötzlich mit ihm allein zu sein. Wenn er nicht gerade Kaffeebecher stiehlt oder zu spät kommt, um eben diese Becher im Müll zu suchen, scheint er nett zu sein. Auf eine zurückhaltende und zugleich provozierende Art und Weise. Dass diese zwei Wörter nicht

unbedingt zusammenpassen, verwirrt mich mehr, als es sollte. Jake hat mir ein Gefühl von Sicherheit und Vertrauen geschenkt, das augenblicklich verflogen ist. Jetzt ist da nur noch Drew. Ein fast zwei Meter großer Typ, der sehr gemischte Gefühle in mir auslöst, die ich mir nicht erklären kann.

Während er am Strohhalm seines Milchshakes saugt und mich mit seinen braunen Augen anblinzelt, was so ziemlich das Harmloseste ist, was ich seit Langem gesehen habe, schüttle ich den Kopf über mich selbst.

»Ich denke, wir kommen zurecht«, murmle ich zustimmend. Zumindest so lange, bis die Akkus unserer Handys leer sind, dann haben wir ein Kommunikationsproblem. Es sei denn, wir wollen damit anfangen, einander Zettelchen zu schreiben, als wären wir noch in der Junior High.

Mit einer Hand gabelt Drew seine Nudeln auf und tippt mit der anderen eine Nachricht ein. Als er mir sein Handy zuschiebt, rutscht er mit seinem Teller ein Stück an mich heran, damit wir beide gleichzeitig lesen können. Ich bin zwar körperliche Nähe gewohnt, dennoch ist es etwas anderes, ob es dabei um Sport oder einen jungen Mann geht, der bemerkenswert gut riecht. Der Duft seines zitronigen Duschgels überlagert selbst den der essensgeschwängerten Luft und kribbelt mir angenehm in der Nase. Wie eine Fußnote notiert mein Gehirn am Rand der Wahrnehmung, dass der Quarterback neben mir verboten attraktiv ist. Wobei die Betonung auf *verboten* liegt.

Ich will NFL-Cheerleader werden. Die NFL hat sehr strenge Regeln, die das Leben ihrer Mädchen betreffen, und eine von ihnen besagt: kein Kontakt zu Footballspielern. Es ist NFL-Cheerleadern vertraglich verboten, sich mit den Spielern abzugeben, um ihren Ruf zu schützen. Sie dürfen sich nicht einmal im selben Raum aufhalten. Was hier am College noch

kein Problem ist, ist in der NFL undenkbar. Den Cheerleadern ist es sogar untersagt, Footballspielern auf Facebook oder Instagram zu folgen. Im Gegenzug müssen sie auch Spieler blockieren, die ihnen folgen. Die Accounts der Mädchen werden kontrolliert, bei Zuwiderhandlung droht sofortiger Rauswurf. Vermutlich ist ein Teil dieser Regeln schon so alt wie das Cheerleading selbst, aber solange sie gelten, stehen sämtliche Footballspieler mit NFL-Ambitionen auf meiner No-Date-Liste. Und wer sich, wie Drew, extra für einen Transfer aufstellen lässt, sieht im Football wohl mehr als ein belangloses Hobby.

Drew reißt mich aus diesen eigenartigen Gedanken, indem er erneut nach seinem Strohhalm greift, sehr übertrieben daran nuckelt und mit einem Fingerzeig auf das Display deutet.

Mir eine Haarsträhne hinter das Ohr streichend lese ich seine Frage.

Drew: *Dust Kitty oder House Moss?*

Ich kann ein unelegantes Schnauben nicht unterdrücken. Das ist eine Fangfrage!

July: *Nur Südstaatler sagen House Moss zu Wollmäusen. Hier heißt es eindeutig Dust Kitty, Mr Alabama.*

Als Drew die Nachricht liest, grunzt er so unelegant, dass ich fürchte, dass er gleich seinen Milchshake über den Tisch prustet. Glücklicherweise behält er den Milchshake im Mund und tippt schmunzelnd weiter. Mit den Lippen hält er noch immer den Strohhalm fest.

Drew: *Mainbase oder Flyer, Miss Sojalatte?*
July: *Rate.*

Ich nasche weiter von meinen Pommes und ignoriere den albernen Spitznamen. Wahrscheinlich sollte mich nicht wundern, dass er die Positionen beim Cheerleading kennt. Wenn er in Alabama nur die Hälfte der Aufmerksamkeit bekommen hat, die die Frauenwelt hier Kyle schenkt, hat er vermutlich genug von ihnen im Bett gehabt. Das ist einfach nicht meine Welt. Ich hatte nur dieses eine Mal einen spontanen One-Night-Stand und bereue ihn bis heute. Oder zumindest die lausige Wahl meines Gegenübers.

Drew mustert mich kurz und fängt an, auf seinem Strohhalm zu kauen, als würde er überlegen.

Drew: *Mein Beileid.*
July: *Weswegen?*
Drew: *Ich hatte schon immer Mitleid mit den armen Mädchen, die man hochwirft. Was ist, wenn man dich nicht wieder auffängt?*

Dann tut's weh, antworte ich schlicht, obwohl das nur die halbe Wahrheit ist. Manchmal verletzt man sich selbst dann, wenn man aufgefangen wird. Zum Beispiel wenn Schienbein- auf Armknochen treffen. Penny hat sich in der Highschool mal die Nase gebrochen, weil sie mit dem Gesicht auf einer Schulter gelandet ist. Ich habe bis zu diesem Zeitpunkt nicht geahnt, wie stark eine Nase bluten kann. Aber Verletzungen jeder Art gehören dazu. Cheerleading gilt nicht umsonst als eine der gefährlichsten Frauensportarten der Welt.

War es schwierig für dich, Lesen und Schreiben zu lernen?, frage ich neugierig und blicke aus dem Fenster, während Drew eine Antwort tippt. Ich stelle es mir zumindest nicht leicht vor, Wörter zu lernen, wenn man keinen Bezug zu den Buchstaben hat und ihren Klang nicht kennt.

Drew tippt so lange, dass sein Essen sicherlich fast kalt ist, als er den Text beendet.

Drew: *Hast du während der Schulzeit eine Fremdsprache gelernt? Ich glaube, die meisten kommen irgendwann mal an den Punkt, an dem sie am liebsten alles hinwerfen würden. – Falls das deine Frage beantwortet. Ich konnte nur hören, bis ich vier Jahre alt war. Meine Eltern haben mich von Anfang an gefördert. Ich war immer auf Privatschulen. Ich habe zuerst die Gebärdensprache gelernt. Erst später Lippenlesen, Sprechen, Lesen und Schreiben. Es war hart. Die Grammatik ist vollkommen anders. Aber es geht vieles, wenn man es wirklich will. Von deinen Lippen zu lesen ist eine wahre Herausforderung. Deine Worte sind wie ein Rauschen in meinem Kopf. Du redest sehr schnell.*

»Oh«, ist alles, was mir dazu einfällt. Ich berühre ihn vorsichtig am Unterarm, bis er mich ansieht. Seine warme Haut zuckt unter meinen Fingerspitzen, als wäre er kitzelig. Ich spüre, wie sich die Härchen an seinem Arm aufstellen, und ziehe rasch die Hand zurück. »Ich versuche, langsamer zu reden. Okay?«

Er macht eine Gebärde, die ich nicht kenne und die aussieht, als wollte er mich mit einer imaginären Pistole erschießen.

»Was bedeutet das?«

Statt mit mir zu reden, tippt er die Antwort ein: *Einverstanden.*

Für einen kurzen Moment finde ich es schade, dass er mir weiterhin schreibt. Auch wenn seine Aussprache für mich ungewohnt ist, hätte ich gern noch einmal seine Stimme gehört.

»Und wie sagt man: Ich habe dich nicht verstanden?«, hake ich nach.

Er macht eine Bewegung mit zwei Fingern und schüttelt dabei den Kopf. Ich habe so schnell nicht einmal erkannt, wie er die Finger hält. Aber er hat recht: Das ist eine ganz andere Sprache, und ich verstehe davon nichts.

»Wie sagt man Drew?«, frage ich neugierig. Wörter aller Art haben mich schon immer interessiert. Nicht nur in Form von Geschichten, auch Fremdsprachen finde ich unglaublich spannend.

Drew: *Namen sind in der Gebärdensprache eine Besonderheit. Sie werden meistens nur beim ersten Mal mit dem Fingeralphabet buchstabiert. Namen immer wieder zu buchstabieren, wäre zu umständlich, deshalb bekommen sie eine eigene Gebärde. Die Namensgebärde basiert auf einer Eigenschaft, die man mit der Person verbindet und zeigt etwas für sie Typisches (z. B. Frisuren, Hobbys …). Von da an nutzt man den ausgedachten Gebärdennamen.*

Ich nicke. »Kannst du mir das Fingeralphabet zeigen?«, bitte ich und beobachte aufmerksam, wie er seine Finger bewegt. Nur am Rand meiner Wahrnehmung bemerke ich, dass Drew nicht nur gut riecht, sondern ausgesprochen gepflegte Fingernägel hat.

Erst als er mir die Entsprechungen von *Drew* und *July* im Fingeralphabet gezeigt hat, fällt mir auf, dass ich ihn die ganze Zeit von seinem Auflauf ablenke. Ich bedeute ihm, weiterzuessen, und google danach, wie man Bo buchstabiert. Haley. Dad.

Drews Lachen unterbricht mich. Er schüttelt schmunzelnd den Kopf.

Ich beobachte, wie er eine Gebärde macht, die er *Dad* nennt. In Ordnung. Das ist also kein Eigenname, sondern ein festgelegter Begriff. Irgendwie logisch.

»Wie lautet eigentlich dein Gebärdenname?«

Seine Antwort lässt mich vermuten, dass der Name etwas mit seinem Kinngrübchen zu tun hat.

»Darf ich?«, fragt Drew leise und streckt zögernd eine Hand nach meiner aus. Statt mir in die Augen zu sehen, beobachtet er meine Lippen, die ein »Klar« formen.

Erst als ich zusätzlich nicke, rückt er dichter an mich heran, berührt meine Finger und bedeutet mir, Daumen und Zeigefinger zusammen zu legen. Mittelfinger und Ringfinger schmiegen sich daran, der kleine Finger wird abgespreizt. Vorsichtig, aber bestimmt, formt Drew meine Finger. Seine Hände fühlen sich rau an, dennoch sind seine Berührungen behutsam, fast als fürchte er, mir wehzutun. Drews warmer Atem streift meine Schläfe, schenkt mir eine kribbelnde Gänsehaut. Er sitzt so nahe bei mir, dass ich die Wärme seines Körpers spüre; diese Duftmischung aus Zitrone und Drew einatme, die mich komplett einhüllt. Mir ist bewusst, dass das hier nicht als Händchenhalten zählt, trotzdem kann ich mich nur mühsam beherrschen, mit den Fingerspitzen nicht über die Schwielen seiner Handinnenseite zu streichen. Die plötzliche Nähe zu Drew fühlt sich gut an. Um nicht zu sagen: heiß. Mir glühen die Ohren.

Bin ich verrückt, wenn ich diesen Moment schön finde?, frage ich meine innere Bibliothekarin. Sprich: die Stimme der Vernunft, die des Öfteren mal Mittagspause einlegt. Doch kaum drehe ich Drew den Kopf zu, um seinen Blick aufzufangen, zieht er sich zurück, als hätte er sich verbrannt.

»D«, erklärt Drew und deutet mit einer flüchtigen Geste auf meine Hand.

Irritiert hebe ich eine Augenbraue, bis ich verstehe, dass er die Gebärde meint, die er mir gerade gezeigt hat. Ich nicke rasch, bevor meine Verwirrung zu offensichtlich wird. Das habe ich verstanden. *D* wie in *Drew*.

Er lässt meine Hände los, macht die Gebärde nach, lässt nur Daumen und Zeigefinger zusammen und spreizt die übrigen Finger ab. »Perfekt«, murmelt er. »Oder Arschloch. Je nachdem.«

»Scherzkeks«, stöhne ich, beende meine Fingergymnastik und schiebe mir die Hände unter die Oberschenkel, damit sie aufhören, davon zu fantasieren, Drew zu berühren.

Wahrscheinlich sahen meine Versuche, mit den Fingern Worte zu formen, sehr unterhaltsam aus, zumindest beobachtet uns die Kellnerin aufmerksam. Glücklicherweise ist mir ziemlich egal, was andere über mich denken. Daran erinnere ich mich auch, als Drew noch ein Stück von mir abrückt. Der Platz zwischen uns sollte sich nicht viel zu groß und leer anfühlen, trotzdem habe ich einen bitteren Geschmack auf der Zunge, den ich mit einem Schluck Eistee herunterspüle. Ein Teil meines Körpers scheint ja sehr bedürftig zu sein, wenn er sich einredet, dass da für einen kurzen Moment ein Knistern in der Luft lag, nur weil Drew mich berührt hat.

Schweigend essen wir weiter, bis Drew die Gabel beiseitelegt.

»Hast du eine Lieblingsgebärde?«, frage ich, weil ich dieses Thema unfassbar spannend finde.

Die folgende obszöne Geste verstehe ich auch ohne Erklärung.

»Ey, ihr Männer seid alle gleich.« Ich würde ihn erneut mit einem Bierdeckel bewerfen, wenn er sie nicht mittlerweile alle auf seiner Seite des Tischs und damit außerhalb meiner Reichweite gebunkert hätte. Mir ist nicht einmal aufgefallen, wie er das geschafft hat.

»Hast du ein Lieblingswort?«, fragt Drew im Gegenzug so leise, dass ich mich wirklich konzentrieren muss, um ihn zu verstehen.

Ein Lieblingswort? Darüber habe ich noch nie nachgedacht. Ich habe zu Hause eine ganze Pinnwand voller besonderer Wörter, die ich mir zu merken versuche. Die Notizensammlung wächst beim Lesen neuer Bücher stetig, aber es sind so viele … Wie soll ich da mein liebstes aussuchen? Oder ist es eine Fangfrage, um mir zu zeigen, wie dusselig die Frage nach seiner Lieblingsgebärde war? In dem Fall gibt es nur eine korrekte Antwort.

»Dust Kitty.«

Drews Lachen schenkt mir eine Woge aus Wärme, die mich fast vergessen lässt, dass er gerade vor mir die Flucht ergriffen hat. Für einen winzigen Moment fühlt es sich an, als würden wir uns schon ewig kennen. Oder zumindest den gleichen lausigen Humor teilen.

Drew greift nach seinem Handy und schickt mir kurz darauf eine Nachricht mittels Messenger.

Mr Alabama: *Das Wort passt zu dir.*
July: *Also sehe ich in deinen Augen wie ein verstaubtes Kätzchen aus?*

Ich hebe eine Augenbraue, während ich provozierend zu ihm aufsehe. Sein Lächeln zaubert ein Grübchen auf seine rechte Wange. Bo hat recht – das sieht süß aus und ist eine willkommene Abwechslung zu der angestrengten Miene, die er die meiste Zeit an den Tag legt.

Mr Alabama: *Du hast schon etwas Katzenhaftes an dir. Wie verstaubt du bist, müssen wir erst noch herausfinden.*

Ich lese die Nachricht dreimal, bis ich wirklich glauben kann, was da steht. Provoziert er mich, oder besitze ich zu viel Fan-

tasie? Bevor ich es mir anders überlegen kann, tippen meine Finger eine Gegenfrage.

July: *Und welcher meiner Körperteile läuft deiner Meinung nach Gefahr, einzustauben?*

Drew entweicht ein eigenartiges Geräusch zwischen Stöhnen und Schnauben. Er kratzt sich mit einer Hand am Nasenrücken, hält in der anderen das Handy und scheint einen Moment zu überlegen, was er darauf antworten soll.

Mr Alabama: *Oh, Miss Sojalatte, bis eben dachte ich nicht an deinen entzückenden Körper. Eher an dieses sehnsüchtige Leuchten in deinen Augen, als du die Bibliothek betreten hast. So viele staubige Bücher … Aber nur, falls du jemanden brauchst, der zum Staubwedeln kommt, lass es mich wissen.*

In Ordnung. Ich bilde mir nicht ein, dass er einen etwas eigenwilligen Humor hat, oder? Und seine Nachricht liest sich, als wäre er durchaus zum Flirten aufgelegt. Aber … Was war noch mal das Aber?

Richtig. Wenn ich im letzten Semester etwas gelernt habe, dann niemals mit einem Footballspieler anzubändeln. Das gibt nur Verletzte – auch ohne gebrochene Nasen. Außerdem haben diese Blödeleien ohnehin keine Zukunft, denn im Gegensatz zu Pennys sieht meine Zukunftsplanung nicht vor, einen Footballspieler zu heiraten.

July: *Mr Alabama, niemand beleidigt die wundervolle Bibliothek des St. Clair! Du magst vielleicht groß sein, aber ich bin gelenkig genug, um dich trotzdem in all die Stellen zu treten, die wehtun.*

Dieses Mal schreibt er eine Antwort, ohne vorher darüber nachzudenken.

Mr Alabama: *Verlockende Vorstellung. Sollte ich jemals Bedürfnisse dieser Art haben, werde ich mich vertrauensvoll an dich wenden, Miss Sojalatte.*
July: *Ich nehme mal an, dass du für Bedürfnisse anderer Art ohnehin genügend Auswahl hast.*

Diesen Text schicke ihm dann doch nicht, weil das Gespräch schon wieder in eine vollkommen verkehrte Richtung läuft. Drews Bedürfnisse – ganz gleich welcher Art – interessieren mich nicht.

July: *Stets zu Diensten, um in Hintern und Eier zu treten.*

Ich hoffe, dass es die richtige Mischung aus Humor und Obszönität ist, um … Was will ich damit bezwecken? Auf keinen Fall den Eindruck erwecken, dass ich irgendein Interesse an ihm haben könnte.

Kleine Falten bilden sich um Drews Augen. Er schmunzelt, während er die Nachricht liest. Entweder findet er sie absurd lustig oder er amüsiert sich über meine Wortwahl.

Mr Alabama: *Ich werde darauf zurückkommen. Ich kenne da einen Linebacker, dem sollte dringend mal ein Mädchen in die Eier treten. Wehe, du kneifst.*
July: *Verlockende Vorstellung.*

Als ich einen flüchtigen Blick auf die Uhr werfe, bekomme ich ein schlechtes Gewissen. Mir ist gar nicht aufgefallen, wie viele Stunden wir schon unterwegs sind. Aus der geplanten halben

sind eher dreieinhalb Stunden geworden. Wenn ich den letzten Bus nach Hause noch erwischen will, sollte ich mich beeilen. Ich schreibe Drew schnell eine Nachricht und winke die Kellnerin heran.

July: *Ich muss los, sonst verpasse ich den Bus.*
Mr Alabama: *Ich kann dich nach Hause fahren.*
July: *Du fährst Auto?*, frage ich überrascht und werde zum Dank mit einem ganzen Stapel Bierdeckel beworfen.
Mr Alabama: *Ich bin gehörlos, nicht gehirnlos.*

Ja, ja, okay. Ich nehme alles zurück, hebe beschwichtigend die Hände und möchte trotzdem zahlen. Permanenter Blick-Lippen-Kontakt verleitet mich nur wieder zu eigenartigen Gedanken, die ich lieber anderen überlasse.

Ich will gerade bezahlen, als Drew sein Portemonnaie zückt und mir bedeutet, meines wieder einzustecken. Ich überlege zu protestieren, füge mich dann aber doch. Vor allem meines gebeutelten Kontos wegen bin ich bereit, über diesen Rückschritt in Sachen *Emanzipation beim Bezahlen* hinwegzusehen.

Kaum dass wir aufgestanden sind, berühre ich Drew vorsichtig am Arm, bis er mich ansieht. Ich versuche, langsam zu sprechen. »Soll ich dich zum Dank für das Essen in das Training der Cheerdancer schmuggeln?«

Als er mir sein Handy reicht, weiß ich, dass er kein Wort verstanden hat. Also tippe ich die Frage ein.

Drew: *Nur wenn du dann für mich tanzt.*

Er macht schon wieder diese lächerliche Handbewegung, als würde er voller Elan imaginäre Pompons schütteln.

July: *Ich kann auch hier für dich tanzen.*

»Das traust du dich?«, fragt er und schiebt sein Handy in die Hosentasche.

»Oh, Drew. Fordere mich niemals heraus«, sage ich so leise, dass es niemand an den anderen Tischen hören kann.

Ich sehe erneut zu ihm auf, beobachte, wie sein Blick an meinen Lippen hängt. Mein Herz macht einen nervösen Hüpfer, den ich ignoriere. Ich sollte dringend vermerken, dass Drews Interesse nur dem Lesen meiner Lippen, nicht dem Küssen gilt. Warum ich überhaupt ans Küssen denke, ist mir schleierhaft.

Um mich von meinen Gedanken abzulenken, tue ich, was ich am besten kann: tanzen. Ich bedeute Drew, einen Schritt zurückzutreten, meine Brille für mich zu halten, und stelle mich in den Gang zwischen die Tische.

Auf geht's!

Mitten im *Hatcat* werfe ich theatralisch den Pferdeschwanz zurück und schwinge imaginäre Pompons. Nur für Drew.

Ich sehe ganz genau, wann der Moment gekommen ist, in dem er begreift, dass ich ihn gleich hemmungslos blamieren werde. Eine Mischung aus Belustigung und Skepsis huscht über sein Gesicht.

»July …«, murmelt er und schüttelt ansatzweise den hübschen Kopf.

Aber er ist selbst schuld. Er hat mich provoziert.

Julys Regel Nummer 1: Wenn du dich öffentlich blamieren willst, dann mit Überzeugung.

Ich werfe die Arme in die Luft und quietsche mit vollem Elan: »Whoooo!« Bis wir im Zentrum der allgemeinen Aufmerksamkeit stehen. Nur weil ich normalerweise selten Pompons schwinge, heißt das noch lange nicht, dass ich nicht tan-

zen kann. Die Hüften im Takt der Musik zu bewegen und die Haare herumzuwerfen, gehört auch in unser Showprogramm. Ob Drew will oder nicht, er bekommt eine nicht so private Privatvorstellung unserer Tanzperformance. Ich lasse ihn keine Sekunde aus den Augen, während ich zwischen den Tischen auf und ab hüpfe, die Arme in die Luft werfe und in die Hände klatsche.

Drew presst die Lippen zusammen, aber seine Mundwinkel zucken unkontrolliert, als müsste er sich zusammenreißen, um nicht laut loszulachen. Vielleicht ist das der Moment, in dem sich entscheidet, ob wir tatsächlich einen ähnlichen Humor haben oder er doch lieber peinlich berührt den Laden verlässt. Zumindest ist er noch nicht rot angelaufen, stattdessen tritt ein amüsiertes Funkeln in seine Augen. Er hält noch immer meine Brille fest und ignoriert, dass uns alle Gäste des *Hatcat* beobachten.

Sehr tapfer, Mr Alabama.

Ich sehe ihm in die Augen, bis die bunten Bilder an den Wänden und alles andere um uns herum seine Farbigkeit verliert. Unsere Umgebung verschwimmt zu einem grauen Wirbel. Meine gesamte Aufmerksamkeit richtet sich auf Drew und sein unterdrücktes Lächeln. Irgendwie ist mir das zu wenig. Nur ein Lächeln? Ich will mehr. Ich will irgendeine Reaktion, die mir etwas über seinen Charakter verrät. Doch ganz gleich, wie sehr ich mich bemühe, um ihn aus der Reserve zu locken, alles, was ich bekomme, ist ein dezentes Kopfschütteln. Was soll das heißen? Dass ich aufhören soll? Oder dass ich es nicht schaffen werde, ihn in die Flucht zu schlagen?

Er steckt sich meine Brille in die Hosentasche und streckt eine Hand nach mir aus, als würde er mich zu einem Tanz auffordern.

Ich höre förmlich, wie ein ganzer Stapel Bücher meiner internen Bibliothek zu Boden fällt, als ich den Pfad der Vernunft verlasse.

Ich hüpfe auf Drew zu, klatsche dabei in die Hände und werfe den Zopf von einer Seite zur anderen. Kaum habe ich die Hand in seine gelegt, zieht er mich vorsichtig an sich. Ohne meine Hand loszulassen, beugt er sich leicht zu mir herab. Sein Atem streift meinen Hals und schenkt mir eine wohlige Gänsehaut, die ich ignoriere.

»Was wird das?«, fragt er nah an meinem Ohr und atmet tief durch.

Ich mustere ihn forschend, aber er wirkt noch immer nicht, als hätte er vor, wegzurennen.

»Ich tanze für dich«, antworte ich ehrlich. Wonach sieht es denn sonst aus? Vorsichtig befreie ich meine Hand aus seiner. Bevor er sich wehren kann, lege ich die Hände auf seine muskulöse Brust, wiege meine Hüften von links nach rechts. Ich versuche, mich nicht davon irritieren zu lassen, dass ich die Wärme seines durchtrainierten Körpers durch den dünnen Stoff seines Shirts spüre. Genauso seinen Herzschlag, der unter meinen Fingerspitzen pulsiert. Viel schneller, als ich erwartet hätte. Liegt es an meinem Tanz oder der Tatsache, dass uns alle ansehen?

Ich lege den Kopf in den Nacken, sehe Drew in die Augen und lasse mich langsam vor ihm in die Knie gleiten, als hätte ich Cheerleading mit Lap Dancing verwechselt. Noch immer keinerlei Reaktion.

Da ich mir nicht sicher bin, wie viel July-Verrücktheit er verträgt, beschränke ich mich darauf, wieder aufzuspringen, in die Hände zu klatschen und überschwänglich »Let's go, Drew!« zu schreien. Damit ist meine Vorstellung beendet.

Ich fahre überrascht auf, als die übrigen Besucher des *Hatcat* einstimmen, zur Antwort klatschen, pfeifen und »Let's go, Blue!« rufen. Zur Bestätigung schenke ich ihnen ein weiteres »Whoooo!«, das mit »Wir lieben dich, Summers!« beantwortet wird.

Als ich von Drew meine Brille wieder entgegennehme und mich irritiert umsehe, entdecke ich zwei Spieler unseres Footballteams in einer der Sitznischen. Einen Wide Receiver und einen Runningback: Joshua Simons und Mateo Ortega. Beide sind Mitbewohner von Kyle, die ich schon auf einigen Partys getroffen habe und die meine Meinung über Footballspieler nicht unbedingt positiv beeinflusst haben –, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Mateo pustet sich eine schwarze Locke aus dem Gesicht und schenkt mir ein provozierendes Grinsen. Joshua hingegen verschränkt die Arme vor der Brust und lehnt sich auf der Bank zurück, als wollte er möglichst viel Abstand zwischen uns bringen. Ein Nasenkräuseln unterstützt den angewiderten Ausdruck in seinen Augen.

Ich kann ihnen nicht verdenken, falls sie sich über mich lustig machen. Wie oft wedelt jemand in Straßenkleidung mit imaginären Pompons, nur um dann den Laden zusammenzukreischen? Ich bedeute Drew mir zu folgen, gehe zu ihnen hinüber und schicke Joshua und Mateo je ein Luftküsschen zur Begrüßung.

»War mir eine Freude, euch zu unterhalten«, versichere ich mit einem Knicks.

»Sah eher aus, als wolltest du den Neuen abschleppen«, murmelt Joshua und kann ein abfälliges Kopfschütteln nicht unterdrücken.

»Müssen wir uns Sorgen machen, Summers? Verbrüderst du dich mit dem Feind?« Mateo pustet sich erneut eine schwarze

Locke aus dem Gesicht, die ihm jedoch sofort wieder vor die Augen fällt. Während es in seinen grünen Augen herausfordernd aufblitzt, klinkt sich Joshua aus unserem Gespräch aus, indem er sich wieder seinem Essen widmet und uns schlichtweg ignoriert. Fast mechanisch kaut er auf seinem Sandwich, den Blick auf einen Punkt gerichtet, den nur er sehen kann.

»Drew ist nicht euer Feind. Ihr seid in einem Team«, erinnere ich sie und stütze eine Hand in die Hüfte. Die beiden und Drew sind nicht einmal Konkurrenten um dieselbe Position. »Was war überhaupt gestern bei euch los? Seit wann prügeln sich Mannschaftskameraden auf dem Feld?«

»Frag Kyle«, antwortet Joshua knapp und sieht flüchtig zu Drew auf. »Er war nicht gerade erfreut über den Neuzugang.«

»Und deswegen habt ihr ihn angepöbelt, als wäret ihr noch im Kindergarten? Ernsthaft?«, vergewissere ich mich.

»Denkst du, wir sitzen hier allein, weil wir auf Kyles Seite waren? Aber ein Quarterback, Summers? Ernsthaft? Das ist so ein Klischee.« Mateo presst sich halbherzig eine Hand auf die Brust, als hätte es ihn getroffen. In der nächsten Sekunde greift er nach seinem Milchshake, trinkt einen Schluck und stopft Pommes hinterher.

Dass ich Mateos Protest nicht ernst nehmen kann, liegt unter anderem daran, dass er jede Party mit einem anderen Mädchen verlässt. Außerdem hat seine unruhige Art irgendetwas an sich, das mich ansteckt. Joshua hingegen wirkt vollkommen verkrampft. Vielleicht liegt es an meiner Anwesenheit, aber er kann sich sicher sein, dass ich diese eine gewisse Sache nicht erwähnen werde. Ich ziehe es ohnehin vor, gar nicht mit Joshua zu reden, und wende mich lieber wieder Mateo zu.

»Macht euch keine Sorgen. Mein Herz gilt ganz allein den geschrienen und geschriebenen Worten«, versichere ich zuckersüß lächelnd.

»Ist auch besser so«, stimmt Mateo zu und sieht zu Drew auf, bis der zurückschaut. Er spricht betont langsam weiter und untermauert seine Worte mit Gesten, die eindeutig zu verstehen sind, auch wenn sie nichts mit der Gebärdensprache zu tun haben. »Wir haben nichts gegen dich. Aber brichst du Summers das Herz, brechen wir dir auf dem Feld deine Knochen und lassen es wie einen Unfall aussehen, McDaniels«, warnt er. Auch wenn er lächelt, blitzt etwas in seinen Augen auf, das nach einer Herausforderung aussieht.

»Gott, Ortega.« Ich hoffe, dass Drew den Unsinn nicht verstanden hat. Allein diese permanente Anrede mit den Nachnamen fühlt sich für mich schon höchst lächerlich an. »Ich zeige ihm nur den Campus. Das hier ist kein Date.« Ich berühre Drew flüchtig am Arm und deute ihm an, dass wir gehen sollten, bevor den Jungs noch mehr Unsinn einfällt.

»Warum solltest du auch einen drittklassigen Quarterback daten, wenn du einen erstklassigen Runningback haben könntest, Summers?«, ruft Mateo uns nach.

Mehr als ein »Träum weiter!« fällt mir dazu nicht ein. Ich kenne Mateo gut genug, um zu wissen, dass es nur einer seiner Scherze war. Er meint es nicht ernst. Laut den Erzählungen meines Dads stehen Mateos Chancen, später mal in der NFL zu spielen, tatsächlich gar nicht schlecht. Finanziell gäbe es sicherlich eine schlechtere Wahl als einen professionellen Footballspieler zu daten, aber von meinen persönlichen Vorsätzen ganz abgesehen würde mein Dad durchdrehen. So viele potenzielle Knochenbrüche, Gehirnerschütterungen und sonstige Verletzungen … Von der chronischen Untreue einiger Individuen wollen wir mal gar nicht reden. Als Kumpel ist Mateo

vollkommen in Ordnung, aber sein Liebesleben ist bekanntermaßen eine Katastrophe.

Mit einem letzten Winken verabschieden wir uns aus dem *Hatcat*.

Der Weg bis zu Drews Auto fühlt sich eigenartig an. Normalerweise würde ich nach spätestens drei Schritten über irgendetwas Belangloses plaudern. Lieblingsspeisen, Vorlesungen oder meinetwegen auch das Wetter. Stattdessen lasse ich den Blick über die Restaurantfenster der Slate Street schweifen und schiebe die Hände in die Taschen meiner Weste. Ich zupfe an einem losen Faden, bis Drew mich mit dem Ellbogen anstößt.

»Mache ich dich nervös?«, fragt er und schenkt mir eines seiner Grübchenlächeln.

Zu ihm aufsehend schüttle ich den Kopf. Nicht er ist es, der mich nervös macht, sondern meine verwirrenden Gefühle. Da ich ihm das unmöglich erklären kann, schüttle ich erneut den Kopf und lenke meine Aufmerksamkeit auf die Stadtgeräusche um uns herum. Das Gemurmel und Gelächter aus den Cafés, das Brummen der Automotoren, das Bellen eines Hundes. Es sind die gewohnten Geräusche dieses Viertels, die mich augenblicklich erden.

An Drews Auto bleibe ich irritiert stehen. Offensichtlich fährt er einen alten roten Ford Mustang mit weißen Rallye-Streifen. Das interessiert mich nicht, aber selbst auf dem Auto klebt das Logo der *Alabama Antelopes*.

Genervt deute ich darauf. »Du musst auf jeden Fall noch eines der Otters daneben kleben, falls du hierbleibst«, bitte ich und konzentriere mich darauf, Drew anzusehen und möglichst langsam zu sprechen.

»Ich bleibe«, ist alles, was er antwortet. Er sieht mich dabei so zuversichtlich an, als wäre es ein Versprechen.

Ich zeige erneut auf den Aufkleber, dann den Platz daneben und erhebe warnend den Zeigefinger. Ob er will oder nicht: Wenn er in den nächsten Tagen nicht selbst einen Otters-Aufkleber besorgt, mache ich es und klebe ihn eigenhändig auf das Auto!

Drew reicht mir sein Handy, damit ich meine Adresse eingeben kann.

Als ich einsteige, wird mir klar, dass dieses Auto vermutlich nicht nur alt, sondern tatsächlich ein Oldtimer ist. Die Ledersitze und das chromverzierte Armaturenbrett verbreiten den Charme eines Retro-Diners. Ich schnalle mich an und beobachte, wie Drew anfährt. Dieses Auto hat kein Automatikgetriebe, sondern muss manuell geschaltet werden.

»Ich könnte das nicht fahren«, murmle ich und bekomme keine Antwort. Natürlich nicht.

Drews Blick gilt erst den neben ihm parkenden Autos, dann dem Straßenverkehr. Er hat keine Zeit dafür, an meinen Lippen zu hängen. Stattdessen gleitet sein Blick ab und an auf sein Handy, das er direkt am Lenkrad befestigt hat. Noch so eine Sache, die ich mir schwer vorstellen kann: Navigation ohne Sprache. Offensichtlich macht Drews Handy ab und an mit Vibrationen auf sich aufmerksam.

Das einzige Geräusch um uns herum stammt vom röhrenden Motor seines Wagens. Da kein Radio läuft, fange ich irgendwann zu summen an. Und zum ersten Mal in meinem Leben sagt mir niemand, dass ich den Mund halten soll, weil meine schiefen Töne ihn nerven.

Der Weg bis zu meinem Elternhaus ist relativ weit. Ich frage mich, ob Drew mir angeboten hätte, mich zu fahren, hätte er gewusst, dass ich nicht in der Nähe des Campus lebe. Nicht einmal in der modernen Innenstadt. Wir wohnen in einem der

einstöckigen Ranch-Style-Häuser am Stadtrand. Weit ab vom Lake St. Clair, der unserem College seinen Namen verliehen hat. Unser Haus unterscheidet sich von keinem anderen in der Nachbarschaft. Sie alle sehen aus, als hätte man sie geklont: links die Garage, daran das L-förmige Gebäude, davor eine Rasenfläche, Rosenbüsche, weißer Briefkasten.

Als Drew vor unserem Haus anhält, warte ich, bis er mich ansieht.

»Danke«, sage ich schlicht und hoffe, dass er es verstanden hat. Danke für das nach Hause bringen, aber auch für den Nachmittag. Obwohl ich ursprünglich keine Lust auf den Rundgang hatte, ist die Zeit mit Drew wie im Flug vergangen.

»Und ich danke dir«, versichert er. »Vor allem für …« Statt den Satz zu beenden, zückt er schon wieder seine imaginären Pompons und wedelt überschwänglich durch die Luft.

Ich kann nicht anders, als die Augen zu verdrehen. Da gibt man sich den ganzen Nachmittag Mühe, eine spannende Stadtführung zu bieten, und alles, was bei ihm hängengeblieben ist, ist der Tanz?

»Ich tanze jederzeit wieder für dich. Melde dich, falls ich jemandem in die Eier treten soll«, sage ich langsam, als er die Hände herunternimmt und mich immer noch schweigend ansieht. Ich bin mir nicht sicher, ob er mich verstanden hat oder ich schon wieder zu schnell unverständliche Worte von mir gegeben habe. Unsicher beiße ich mir auf die Unterlippe. Dass sein Blick daran hängt, macht mich nervöser, als es sollte. Bei anderen Männern mag es bedeuten, dass sie darüber nachdenken, einen zu küssen, bei Drew hingegen nur, dass er mir zuhört. Warum ich schon wieder über das Küssen nachdenke, weiß ich auch nicht, aber wie magisch angezogen betrachte ich Drews Lippen. Seine Mundwinkel ziehen sich leicht nach

oben, als wüsste er genau, was in meinem Kopf vor sich geht. Ich atme tief durch und bereue es augenblicklich, da mir der Geruch von Zitrusfrüchten und Leder in die Nase steigt, der mir viel zu gut gefällt. Es ist, als wären Drew und dieses Auto füreinander geschaffen.

Was sind das für Gedanken?

Bin ich tatsächlich dabei, zu einem Groupie zu mutieren, nur weil Drew gut riecht, vorhin flüchtig meine Hand berührt hat und mich anlächelt? Es ist nicht einmal ein richtiges Lächeln. Mehr so ein überlegenes Grinsen, das behauptet, mich durchschaut zu haben. Das muss ein Ende finden!

»Gute Nacht, Mr Alabama.« So schnell wie es geht, ohne meine Finger zu verknoten, löse ich den Gurt.

»Gute Nacht, Dust Kitty«, murmelt er und lehnt den Kopf gegen die Kopfstütze.

»Dust Kitty?«, hake ich nach.

»Ein guter Superheldenname.«

Ich frage lieber nicht nach, welche Art von Superheldin er im Kopf hat.

Dust Kitty – die Heldin, die tagsüber in staubigen Bibliotheken sitzt, um nachts unartigen Männern in den Hintern zu treten.

Bevor wir dieses eigenartige Gespräch vertiefen, steige ich lieber aus und ignoriere, dass ich mir bei meiner Flucht ordentlich den Kopf anstoße. Zum Glück kann Drew mein Fluchen nicht hören.

Mit einer pulsierenden Beule auf dem Kopf betrete ich das Haus und reibe mir mit den Fingerspitzen über den Scheitel. Dafür, dass ich vermutlich eine Gehirnerschütterung habe, ist meine Laune überraschend gut. Viel besser, als ich mir erklären kann. Zumindest, bis ich die offene Wohnküche betrete, die

gerade in das flammende Orange des letzten Abendlichts getaucht wird. Dad steht am Herd der Kochinsel, sieht kurz auf, während Bo am Esstisch sitzt und die Augenbrauen hebt. Er gibt mir mit einer Geste zu verstehen, vorsichtig zu sein, aber Dads finsterer Blick ist mir Warnung genug, auch wenn ich die angespannte Situation nicht verstehe. Bin ich zu spät? Hätte ich auf dem Rückweg Milch mitbringen sollen?

»Was ist denn los?«, frage ich verunsichert und sehe, dass es die falschen Worte waren.

»Setz dich!« Dad zeigt auf meinen Stuhl am Esstisch. Sein Handy liegt auf meinem Tischset. Wenn er das Keine-Telefone-am-Tisch-Verbot selbst bricht, ist die Lage ernst. »Sieh dir das Video an.«

»Okay.« Gehorsam folge ich seiner Aufforderung. Mit einem Fingertippen starte ich ein Video, das er in seinem Messenger geöffnet hat. Ich räuspere mich, während ich mir selbst dabei zusehe, wie ich sehr übertrieben für Drew tanze. Mitten im *Hatcat* vor den Augen aller Schaulustigen. Mein Hüftschwung und die Art und Weise, wie ich die Haare zurückwerfe, erinnern eher an einen Balztanz. Es wird noch schlimmer, als ich Drew berühre und schmachtend zu ihm aufsehe. Er hält meine Hand in seiner, hebt die andere unschlüssig, als hätte er darüber nachgedacht, sie mir an die Taille zu legen. Davon habe ich nichts mitbekommen, aber ich erinnere mich an den Moment, Drews Körperwärme und seinen Herzschlag unter meinen Fingerspitzen. Die ganze Situation wirkt in dem Video anders, als sie sich angefühlt hat. Auch wenn man Drews Gesicht nicht sehen kann, gibt es da diesen einen Moment, der wirkt, als würden wir gleich übereinander herfallen. Nichts an dem kurzen Film erinnert an harmlosen Spaß. Wir wirken nicht wie zwei Fast-Fremde. Nicht einmal wie Freunde, die darüber nachdenken, ob sie einen Kuss austauschen sollten. Drews Körper sieht so

angespannt aus, als würde es ihn alle Mühe kosten, mich nicht zu packen und gleich gegen die nächste Wand zu pressen. Und ich wirke so was von bereit dafür.

Ich muss gestehen, dass es wirklich schlimm aussieht.

»Ich kann das erklären«, stammle ich und weiß noch nicht, ob ich Joshua oder Mateo für das Drehen des Videos verklagen soll. Der Perspektive nach zu urteilen muss es einer der beiden aufgenommen haben. Zutrauen würde ich es jedem von ihnen. Offensichtlich haben sie es auch gleich an den ganzen Mannschaftsverteiler geschickt – inklusive aller Coaches und Ärzte. Wie nett, dass sie es nicht noch auf Instagram hochgeladen haben. Bei meinem Glück taucht es ohnehin demnächst im Tratschteil des College-Blogs auf.

»Bitte. Erklär mir, wie diese Geschmacklosigkeit zustande kam.« Dad nickt und verschränkt die Arme vor der Brust.

Ich atme tief durch, um meine Gedanken zu sortieren. »Es war nur ein Spaß«, versichere ich und betrachte das Video erneut. So schlimm, wie Dad tut, sieht es auch wieder nicht aus. Oder doch. Tut es. Wem mache ich etwas vor? Es sieht aus, als hätte die Tochter des Physiotherapeuten sehr eindeutige Bedürfnisse. Drews Rolle in dem Video tröstet mich kein bisschen. Weil ich weiß, wie er mich angesehen hat. In seinem Blick lag vielleicht ein amüsiertes Funkeln, aber sicher kein Hauch von »Noch eine Berührung und ich falle über dich her«.

»Du findest es also witzig, einen gehörlosen jungen Mann so vorzuführen?«, fragt Dad barsch.

»Ich wollte ihn nicht …«

»Was soll er denn denken, wenn du die Öffentlichkeit dazu animierst, den Schlachtruf der Otters anzustimmen? Vor einem Jungen, der gerade erst aus Alabama kam? Wenn die ganze Bar sich darüber lustig macht, dass er nicht mitbekommt, was um ihn herum passiert? Ist das witzig?«

»Nein«, höre ich mich kleinlaut sagen. Das ist nicht witzig. So habe ich die Situation nicht betrachtet. Drew hat mich gebeten, für ihn zu tanzen – und ich wollte ihm eine Freude machen. Ihn vielleicht ein wenig provozieren, aber bestimmt nicht böswillig. Die Ironie der Szene habe ich nicht gesehen. Ich wollte ihn nicht vorführen oder demütigen.

»Ich erwarte, dass du dich morgen vor versammelter Mannschaft dafür entschuldigst«, sagt Dad rau und deutet auf die Tür zum Flur. »Ich will dich hier heute nicht mehr sehen.«

»Dad. Ich bin kein kleines Kind, das man ohne Abendessen auf sein Zimmer schickt«, werfe ich ein.

»Solange du dich wie ein kleines Kind benimmst, behandle ich dich so«, ist alles, was er dazu sagt.

Ich zögere einen Moment, ehe ich tatsächlich vom Tisch aufstehe. Mir ist ohnehin der Appetit vergangen. Schon auf dem Weg in den Flur bildet sich ein Kloß in meinem Hals. Hinter meinen Augen brennt es, aber ich halte die Tränen zurück. Es sind Tränen der Wut. Ich ärgere mich über Dad. Sein Verhalten und sein Unverständnis. Und ich ärgere mich über mich selbst. Weil ich im *Hatcat* nicht erkannt habe, was ich da gerade tue. Weil ich Drew nicht vorführen wollte. Ich bin wütend darüber, dass jemand ein Video von uns gemacht und herumgeschickt hat. Was fällt denen überhaupt ein?

Am Ende des Flurs, kurz vor der Tür zur Garage, stoße ich meine Zimmertür so heftig auf, dass sie gegen ein Bücherregal kracht. Mich empfängt ein Raum, der von Regalen gesäumt ist. Regale voller Bücher und Trophäen, die mir wichtig sind, aber in dem Moment keine Bedeutung für mich haben. Ich schließe die Tür mit einem Fußtritt, schmeiße mich aufs Bett und starre stumpf an die Zimmerdecke.

Ob ich jemals lerne, über etwas nachzudenken, bevor ich es tue?

Die Stille um mich herum dröhnt mir in den Ohren, bis es an der Tür klopft. Eine Antwort kann ich mir sparen, da Bo so oder so hereinkommt. Offensichtlich schmuggelt er einen Teller mit Keksen in mein Gefangenenlager.

»Jules?« Er kommt lautlos herüber, setzt sich auf die Bettkante und nimmt sich selbst einen der Schokoladenkekse, bevor er mir den Teller hinhält. Bo seufzt so schwer, dass sich seine Schultern heben und senken. »Du weißt, wie Dad ist. Er will uns immer beschützen und erträgt es einfach nicht, wenn wir uns angreifbar machen. Egal auf welche Art und Weise.«

Stöhnend greife ich nach einem Keks und wende ihn unschlüssig zwischen den Fingern. »Wenn ich mich blamieren will, dann tue ich das. Ich bin kein kleines Kind mehr. Und ich wollte Drew nicht bloßstellen.«

»Ich weiß«, stimmt Bo zu und schenkt mir sein berühmtes Grinsen, bevor er sich den Keks zwischen die Lippen schiebt. »Ich habe dich noch nie so für jemanden tanzen sehen.«

Lustlos beiße ich in den Keks, setze mich auf und lehne mich mit dem Rücken gegen das Kopfteil meines Bettes. »Wenn ich Drew richtig verstanden habe, steht er auf Cheerdancerinnen. Also habe ich ihm angeboten, ihn bei deren Training einzuschleusen. Er wollte nur hin, wenn ich für ihn tanze. Und da habe ich mir gedacht, wir ersparen uns den Weg«, gestehe ich die ganze Geschichte. Weil ich Bo so gut wie alles erzählen kann. Weil ich auch von Bo alles weiß. Auch Sachen, die Dad nicht kennt. Weil sie Bo angreifbar machen. Vielleicht hat Dad die Gerüchte, die über seinen Sohn kursieren, schon längst auf dem Campus gehört, doch wenn es so ist, schweigt er sie tot.

Statt etwas zu sagen, bedeutet mir Bo, ein Stück beiseitezurücken, setzt sich neben mich und überkreuzt die Knöchel seiner ausgestreckten Beine.

Ich kaue schweigend den Keks und lehne mich gegen seine Schulter.

Es ist ausnahmsweise Bo, der die Stille zuerst durchbricht. »Auf dem obersten Brett deines Kleiderschranks liegen übrigens noch Pompons. Ich könnte sie für dich herunterholen.«

»Ich werde nicht noch einmal für Drew tanzen«, widerspreche ich. Sofort stehlen sich die Bilder des Videos vor mein geistiges Auge. Wie ich schmachtend zu Drew aufsehe, ihn berühre und sein Körper vor Anspannung zittert. Rückwirkend betrachtet, ist die Szene demütigend – für uns beide.

»Sag niemals nie, Jules. Du nimmst dir auch jedes Jahr an Weihnachten wieder vor, nicht so viel Schokopudding zu essen, bis dir schlecht wird.« Bo greift nach einem weiteren Keks und stößt mit dem Rest von meinem an.

Der Nachrichtenton meines Handys lässt mich zusammenzucken. Irritiert ziehe ich es aus der Hosentasche. Mr Alabama hat mir ein Foto geschickt. Ein Foto von einem kräftigen jungen Mann mit goldener Haut, dunklen Haaren und finsterem Gesichtsausdruck. Seiner Montur nach ist er Footballspieler und mit der Figur sicherlich kein Läufer.

Mr Alabama: *Immer noch bereit, ihm in die Eier zu treten?*
July: *Jederzeit.*

Ich spüre, dass Bo mir über die Schulter sieht, also drehe ich ihm das Handy zu und zeige ihm das Foto. »Hast du eine Ahnung, wer das ist?«

»Nein. Wer kennt schon Aron McDaniels?«, antwortet er sarkastisch. Er greift sich einen weiteren Keks vom Teller.

Langsam bekomme ich den Eindruck, dass er sie gar nicht für mich mitgebracht hat. »McDaniels? So wie in Andrew McDaniels?«, hake ich nach.

»Drews großer Bruder. Spielt in der NFL«, erklärt Bo. »Was du wüsstest, wenn du Drew einmal googeln würdest.«

Das werde ich nicht tun. Und ich bezweifle, dass ich jemals in die Situation kommen werde, seinem großen Bruder wehzutun. Wofür auch immer er es verdient hätte … Aber da ich ohnehin gerade dabei bin, Drew zu schreiben, kann ich die Gelegenheit auch gleich nutzen.

July: *Hast du morgen vor dem Training kurz Zeit für mich? Nur zwei Minuten. Zum Reden.*
Mr Alabama: *Theoretisch ja.*
July: *Aber praktisch?*
Mr Alabama: *Ich glaube, in der Geschichte aller Gespräche, die jemals mit den Worten »Können wir reden?« begannen, hatte nie eines ein gutes Ende. Und ich weiß nicht, ob ich dafür schon bereit bin. Enden sind so endgültig.*
July: *Dann lass dich überraschen.*
Mr Alabama: *Beinhaltet deine Überraschung Pompons? Dann werde ich es mir überlegen.*
July: *Du hast wirklich eine kranke Besessenheit für diese Dinger. Vielleicht sollte ich die Cheerdancing-Gruppe vor dir warnen, bevor du über sie herfällst wie ein Vampir auf der Suche nach Blutkonserven?*
Mr Alabama: *Keine Sorge, Dust Kitty. Deine Schützlinge sind vor mir sicher. Ich gelobe, keine Cheerleader anzufallen. (Zumindest nicht gegen deren Willen.)*
July: *Also warte ich morgen vor dem Haupteingang zum Stadion auf dich? (Cheerdancer und Cheerleader sind übrigens NICHT das Gleiche.)*
Mr Alabama: *Ich bin mir nicht sicher, ob das ein Versprechen oder eine Drohung ist, aber ich werde kommen.*

Ich merke erst, dass Bo immer noch mitliest, als er mir das Handy entwendet. Viel zu schnell, als dass ich reagieren könnte. Verdammte Katzenreflexe! Er tippt irgendetwas ein, bevor er mir das Telefon wieder zurückgibt.

»Bo!« Ich sehe ihn entsetzt an, nachdem ich seine Nachricht gelesen habe. Das hat er doch nicht echt geschrieben!

July: *Und ob du für mich kommst, Mr Alabama.*

Jetzt habe ich gleich noch etwas, wofür ich mich morgen entschuldigen kann.

»Was?« Bo sieht mich an und kann ein Grinsen nicht unterdrücken. »Es war der passende Abschluss für dieses Gespräch. Das konnte ich mir nicht entgehen lassen. Wirst du etwa rot, Jules?«

Nein, werde ich nicht. Weil mir grundsätzlich nie etwas peinlich ist. Nicht einmal, dass Drew erst gar nichts mehr antwortet, nur um mir mitten in der Nacht einen Smiley zu senden.

Mr Alabama: ;-)

Unglücklicherweise ist Drew nicht der Einzige, der sich meldet. Der Squad-Gruppenchat zeigt diverse ungelesene Nachrichten an. Ich ahne Schlimmes und werde nicht enttäuscht. Ava hat das Tanzvideo in der Gruppe geteilt. Vermutlich hat sie es von ihrem Cousin Lex bekommen, der in der Defense der Otters spielt.

Super! Ein Hoch auf Mannschaftsverteiler.

Egal ob Simons oder Ortega –, vielleicht sollte ich zum Dank einfach beiden meine Meinung skandieren. Am besten vor versammelter Mannschaft.

Ava: *Ich wusste zwar nicht, dass wir neuerdings auch Einzelvorstellungen anbieten, aber … It's gettin' hot in here …*
Chloé: *Ich frage für eine Freundin. War das ein Date? Fällt der Neue damit unter Squad-Schutz?*
Ava: *Eine Freundin, die zufällig in unserem Squad ist? Merkste selbst, ne?*
Chloé: *Das sagt man so …*
Penny: *July datet keine Footballspieler.*
Ava: *Vielleicht hat sie es sich anders überlegt? Ich könnte es verstehen.*
Chloé: *July! Antworte!*
Alex: *@Chloé Gib es auf. July hat ihn zuerst angeleckt. Er gehört ihr.*
Penny: *Igitt. Könntet ihr euch ein bisschen zusammenreißen?*
Chloé: *Aber hat der Kapitän der Football-Mannschaft nicht eine Regel aufgestellt, dass Töchter von Coaches, Ärzten und Co. nicht gedatet werden?*

An dieser Stelle muss ich abfällig schnauben. Hat Kyle das? War das, bevor oder nachdem wir uns auf seiner Rückbank vergnügt haben?

Tief durchatmend raffe ich mich zu einer Antwort auf, bevor ich das Handy endgültig beiseitelege.

July: *Es war kein Date. Ich habe dem Neuen nur den Campus gezeigt – und dafür gesorgt, dass er sich wie zu Hause fühlt.* ;) *Ich habe ihn nicht gefragt, ob er Single ist. »Chloés Freundin« kann also gern ihr Glück versuchen.*

Noch während ich die Nachricht abschicke, spüre ich, dass es mir eigentlich lieber wäre, wenn sie es lassen würde.